

Cahiers de recherches de Nienetwil

CRN

N° 4-2022/1

Spiel

Nienetwil
Museum und Forschungsstätte
für visionäre Vergangenheit

Nienetwil

Liebe Leserin, lieber Leser

Liebe Leserin, lieber Leser

Wann haben Sie das letzte Mal gespielt? Und erinnern Sie sich, wieso genau Sie gespielt und was Sie dabei empfunden haben? – Erst im Spiel wird der Mensch ganz zum Menschen, so ähnlich soll Friedrich Schiller einst gesagt haben. Doch greift das nicht zu kurz? In der Nienetwiler Kultur spielen nicht nur Menschen, sondern alle Wesen und Dinge miteinander – denn die Welt ist aus Nienetwiler Sicht ein Zusammenspiel von allem mit allem. Ein schöner Gedanke, und so ist diese vierte Ausgabe der CRN dem Spiel gewidmet.

Im Vorwort nähert sich Simon Meyer dem Thema Spiel anhand von Wörtern aus der Sprache der Skandaj, dem letzten verbleibenden Volk der Nienetwiler. Spiel bedeutet in ihrer Auffassung eine Verbindung zwischen allen Wesen und Dingen, ein Verstehen, dass alles miteinander zusammenhängt und stets im Fluss ist.

Eine grosse Freude ist es uns, danach einen Text aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. publizieren zu dürfen: Die bisher unveröffentlichten Notizen unter dem Titel «Das Spiel des Sammeln» wurden eigens für diese Ausgabe der CRN redigiert und gekürzt. Sie geben seine Sicht auf den modernen Menschen wieder, der leider zu spielen verlernt hat, und erläutern die Verbindung von Spiel und Kunst.

Einblicke in sein persönliches und berufliches Leben gewährt uns Nomis Arbogast: Im ersten öffentlichen Interview überhaupt hat sich der Sohn von d’Aciel Arbogast I. den Fragen des Herausgebers David Krieger gestellt. Er berichtet darin von seinen umfassenden Forschungen zur Nienetwiler Kultur und plaudert auch ein wenig aus dem Erinnerungsschatzkästchen seiner Kindheit und seiner Familie.

Ein weiteres Fragment aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. beschäftigt sich mit Kybernetik. Lesen Sie darin mehr zu seiner These, dass der künftige Mensch dazu verdammt sei, Künstler zu sein, was er aber nach Jahrtausenden als Arbeitstier nicht könne – darin besteht laut dem Autor «die Tragödie aus dem Geist der Kybernetik».

Wie in den früheren Ausgaben der CRN folgt anschliessend ein kurzer Ausflug in die Sprache der Skandaj, das Alaju. Diesmal werden die Herkunft der drei Wörter *kuku*, *toho* und *musei* sowie deren vielschichtigen Bedeutungen ausführlich erläutert.

Ganz konkret greift der nächste Artikel das Thema Spiel auf: Im Fundbericht aus der Grabung Nienetwil 4-2021 lernen Sie «Kanwiki» kennen – ein Spiel der Skandaj, mit dem sie sich auf unterhaltsame Weise landschaftliche Besonderheiten und Wege merken und einprägen, lange bevor es Landkarten gab.

Auf den Tag genau 120 Jahre nach der Begründung der Nienetwiler Forschung durch d’Aciel Arbogast wurde am 2. Juli 2022 das Museum Nienetwil feierlich eröffnet. Erfahren Sie, wer hinter dem Museum steckt und was es alles zu bieten hat – und lassen Sie sich für einen Besuch begeistern.

Wie immer bildet danach ein Auszug aus der Biografie von Miribal Ciséan den Abschluss des Hefts. Lesen Sie in diesem vierten Teil, wie es Miribal in Chicago ergeht und was White Feather damit zu tun hat.

Ich wünsche Ihnen bei der Lektüre viel Vergnügen! Und wenn Sie mögen, dann spielen Sie mit in unserem Spiel – wir freuen uns auf Ihre Gedanken, Ideen und Anregungen.

Petra Meyer, Redaktorin CRN

- 4** **Vorwort**
von Simon Meyer
-
- 8** **Das Spiel des Sammelns**
Notizen für eine geplante Publikation von Amot Nussquammer jun.
-
- 14** **Interview mit Nomis Arbogast**
von David J. Krieger
-
- 24** **Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Kybernetik**
von Amot Nussquammer jun. // Überarbeitung: David J. Krieger
-
- 36** **Alaju**
Die Wörter *kuku*, *toho* und *musei*
-
- 40** **kanwiki**
Fundbericht zu den «Kanwiki-Steinen» der Grabung Nienetwil 4-2021
-
- 44** **Das MUSEUM NIENETWIL**
von Simon Meyer
-
- 44** **The Alaju Settlement**
Autobiografie von Miribal Ciséan, Teil 4
-
- 60** **Ausblick auf CRN N° 5-2023/1 zum Thema «Information»**
-
- 62** **Autoren / Abbildungsnachweis / Korrigendum / Impressum**
-

Simon Meyer In der Sprache der Skandaj heisst Spiel *kuku*¹. Der Begriff lässt sich auf die beiden Ur-Alaju-Wortstämme **kh-* = spüren und **ku-* = erforschen, erfahren zurückführen.

Gemeint ist dabei jedoch nicht das Erfahren durch Spüren, sondern das Erfahren von Grenzen, Zusammenghörigkeiten, Verbindungen zwischen den Dingen. Es bedeutet Wissen, Können und das Ausser-Acht-Lassen derselben, ein Nicht-in-der-Ordnung-Sein und nicht im Chaos sein – kurz, in heiterer Gelassenheit sein.

Im Gegensatz zu den westlichen und auch fernöstlichen Kulturen, in denen stets ein Zwist, ja ein Kampf zwischen Ordnung und Chaos herrscht, gibt es dieses Auseinanderklaffen bei den Skandaj nicht. Auch die Wertung, dass Chaos schlecht, Ordnung aber gut sei, fehlt in der Nienetwiler Kultur² ganz. Das Wort *toho*, das wir mangels eines besseren deutschen Wortes mit Chaos übersetzen, bedeutet nichts Schlechtes. Es meint lediglich, dass Zustände im Fluss sind und noch nicht eine durch Vermittlung festgelegte, wenigstens momentane, also temporäre Struktur gefunden haben.

Die geordnete Welt, wie sie seit vielen Hundert Jahren in Ost und West propagiert und durch wissenschaftliche Fehlleistungen postuliert wird, gibt es in der Erfahrung der Nienetwiler nicht. Im Gegenteil! Das Chaos ist ein entscheidender Aspekt der Nienetwiler Kultur. Dies, weil es sich der Ordnung, welche sich auch in der digitalen Welt nicht wirklich definieren lässt, entzieht und so den Weg für die Erfahrung ausserhalb einer Ordnung oder – wenn man so will – Hierarchie machen lässt.

Das ganze Universum ist ein sich durch eine stets verändernde Zahl und Art von Einflüssen selber ordnendes Chaos.

Den bei den Skandaj bekannten Satz «*hen·plo*» etwa zu übersetzen mit «alles fliesst, alles ist im Fluss», hat der mit dem Skandaj **Ekio Nedal** gut befreundete **Herakleitos** auf Griechisch mit «*panta rhei*» übersetzt. Heraklit hat sich viele Gedanken gemacht, aber seiner Zeit wird es geschuldet sein, dass er nur die Hälfte verstand. «*hen·plo*» meint nicht nur, dass alles in ständigem Fluss und einem steten Wandel unterworfen ist. Es meint zudem, dass man in diesem Fluss mitschwimmen soll.

Das ganze Universum ist ein sich durch eine stets verändernde Zahl und Art von Einflüssen selber ordnendes Chaos.

Johann Wolfgang von Goethe nahm in seinem Gedicht «Dauer im Wechsel» den Gedanken wie folgt auf:

«Gleich mit jedem Regengusse
Ändert sich dein holdes Tal
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum Zweitenmal»

Doch wie Herakleitos verstand auch Goethe nicht, dass es nur ein Fliessen gibt – das Fliessen aller Dinge, die in diesem Fliessen stets miteinander verbunden sind.

Erst die Griechen, dann die Araber, Juden und Chinesen im Hochmittelalter, dann die Aufklärung des Westens und die modernen Wissenschaften haben versucht, dieses Fliessen zu ordnen. Was für eine Dummheit! Heutzutage versuchen es Algorithmen, und sie scheitern ebenso kläglich. Weshalb ist das so? Weil das Fliessen zu komplex ist. Der Mensch, die Welt, das Universum sind zu komplex dafür.

Ob Mensch oder Maschine, sie vermögen nur Aspekte des Seins – der Verbindung zwischen den Menschen und *gabe* [Alaju:

¹ Siehe Seite 36

² Siehe CRN N° 1-2020/1

gabe = Ding; Anm. der Hrsg.], also allem im Universum – zu erkennen und zu berechnen.

Diese wenigen Gesichtspunkte zu berechnen, mag für diesen oder jenen Prozess in einem System genug sein, aber er ist nicht genug, um die tatsächlichen Verbindungen zu erkennen.

Den Nienetwilerinnen und Nienetwilern ist dies alles wie ein Spiel, ein Tanz, wenn man so will: ein chaotischer Reigen, der dennoch seine Ordnung hat, und wo keine Ordnung ist, ist sie einfach nicht. Das macht nichts, denn es wird alles früher oder später in Bahnen geraten, die das Geschehene verstehen lassen (jedoch nicht unbedingt in Ordnung kommen lassen, wie oft geglaubt oder gehofft wird).

Was **Lynn Margulis** und **James Lovelock** als **Gaia-Hypothese** beschrieben und der Philosoph **Bruno Latour** neuerdings so vehement propagiert, ist im Sinne der Nienetwiler nichts anderes als die Einsicht, dass alles alles beeinflusst. Dieses Spiel spielen die Nienetwilerinnen und Nienetwiler seit einer Million Jahren und es ist genau diese Erkenntnis, die wir ihnen abringen wollen.

In der Nienetwiler Kultur gibt es, wie auch in anderen Kulturen, eine Unmenge an Spielen.

Diesen Spielen ist, ausser dass sie Freude bringen und verbinden sollen, eines gemeinsam: Sie alle zielen darauf ab, zu verstehen. Was gibt es zu verstehen? Es gibt zu verstehen, dass absolut jede Handlung und jede Nichthandlung Einfluss ausüben. Egal ob es Fussball ist oder ein Spiel, das der Überlieferung von Informationen dient, ob es ein Tanz oder ein Musikspiel ist: Sie alle lehren die Beteiligten, wer sie sind und in welcher Verbindung sie mit den anderen Akteuren stehen, welchen Einfluss die Menge an anderen und welchen Einfluss sie an den anderen ausüben.

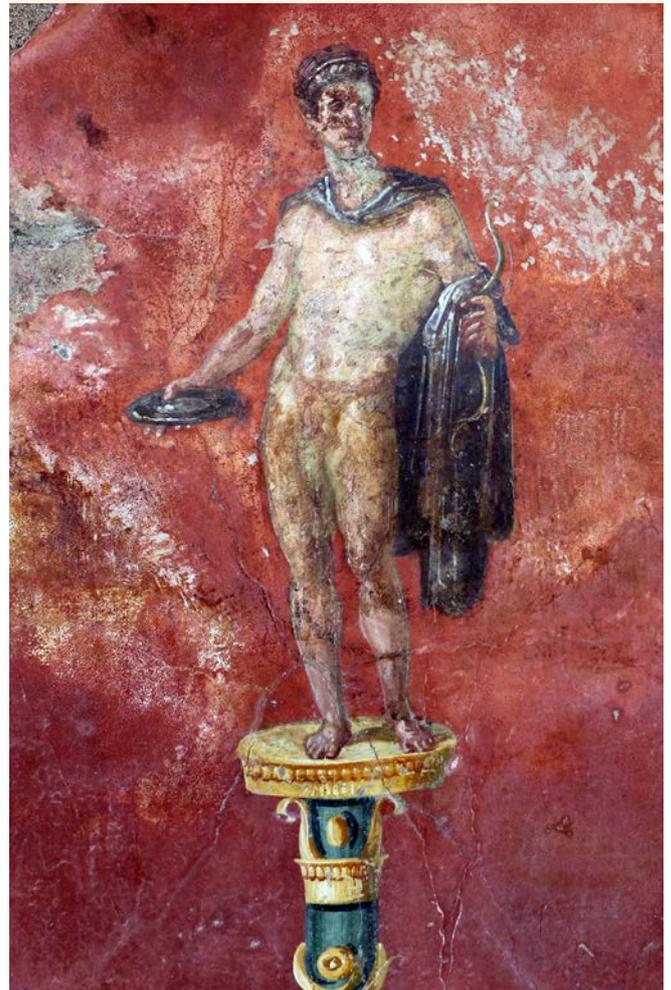
A

Alaju (alaiu) > NW

Ist eine der Sprachen der **Nienetwiler Kultur** und Hauptsprache der **Skandaj**. Sie wird weltweit gesprochen und setzt sich aus Wortstämmen und Idiomen aller bekannten Sprachen der Welt zusammen.

Apollon > WP

Ist in der griechischen und römischen Mythologie der Gott des Lichts, des Frühlings, der sittlichen Reinheit und Mässigung sowie der Weissagung und der Künste, insbesondere der Musik, der Dichtkunst und des Gesangs; ausserdem ist er ein Gott der Heilkunst und der Bogenschützen.



Apollon, Fresko aus Pompeji, 1. Jh.

Die Arbogasts, egal ob sie nun blutsverwandt sind oder nicht, denn das spielt bei den Skandaj keine Rolle, haben eine Art «Familienmotto»: «*ah.kuta.kwasi.eka.ieh; he.be.ieh.aheii*», also «In dem Mass der Gewissheit, wer du bist, wird das Vermögen zu sein vermehrt». Dieser Satz ist universell und kann in jede erdenkliche Form abgewandelt werden: «In dem Mass der Gewissheit, mit wem du spielst, wird das Vermögen zu spielen vermehrt», oder «In dem Mass der Gewissheit, was dich umgibt, wird das Vermögen, darin zu sein vermehrt». Oder: «In dem Mass der Gewissheit, wer mit dir tanzt, wird dein Vermögen zu tanzen vermehrt.»

Die schiere Scheinheiligkeit vieler – sehr vieler – Menschen, insbesondere der Regierungen, die sie wählen, liegt darin, dass sie vorgeben, lautere Absichten zu haben. Das stimmt aber nicht und die Taten sprechen für sich. Die Unterdrückung der Umwelt, des Tier- und Pflanzenreichs und der Menschen, Kriege, Ausbeutung und Zerstörung: Dies alles spricht eine andere Sprache. Die Systeme, die wir uns aufgebaut haben, sind unzuverlässig. Sie sind korrumpiert von Macht und Geltungssucht. Auf diese Weise geht auf die Kosten aller das, was die wenigen durchsetzen. Ordnung und Chaos sind dabei stets gute Werkzeuge. Es ist also wichtig, dass wir von der Nienetwiler Kultur lernen, dass Ordnung und Chaos eigentlich nur unbedeutende Protagonisten in einem unendlichen Spiel sind und dass wenn wir begreifen, dass wir alle miteinander verbunden sind und ein gemeinsames Spiel haben, einen gemeinsamen Tanz, ein gemeinsames Lied, wir nicht die Spielfiguren auf dem Brett einiger weniger Mächtiger sein müssen. Es geht darum, ein Lied von allem anzustimmen und den Tanz mit allem zu tanzen.

Aber zugegeben, die Skandaj sind gerade einmal dreissigtausend Menschen. Mehr sind nicht übrig geblieben. Sie sind über den halben Erdball verteilt und entziehen

sich geschickt seit zehntausend Jahren den Ansinnen und Ansprüchen der Sesshaften. Die Kunst für den Menschen wird also sein, ein gemeinsames Spiel zu finden, das ihm das ermöglicht, was die Skandaj seit Jahrtausenden tun: ein Spiel zu entwickeln, in dem alle und alles eine Rolle spielt.

Nennen wir das Spiel «**Utopie Nienetwil**» oder, wie es Bruno Latour nennt, «Gaia». Letztlich kommt es darauf an, zu überleben, ohne das Opfer, dass wir uns alles andere unterjochen.

Nicht jedes Spiel macht nur Spass, aber jedes Spiel bringt weiter.

Glossar

Arbogast I., d'Aciel > NW

Ca. 1871 bis ca. 1969, war ein Skandaj und *ankele* (gewählter Sprecher). Er war nach eigenen Aussagen (Inserat 8.2.1891) «Goldsucher, Schatzsucher, Scientist, Expeditionist, Archäolog, Kopfgeldjäger, Tierbändiger, und Occultist, allerlei Berg- und Seegängiger. Spreche jede Sprache und deute alle Zeichen!»

Er ist der Vater von Prof. Dr. Nomis Arbogast und Miribal Ciséan. Zusammen mit Amot Nussquammer sen. begründete er zu Beginn des 20. Jh. die Nienetwiler Forschung.



d'Aciel Arbogast I., 1924 in Paris. Fotografie auf Glasplatte. Urheber unbekannt.

Arbogast, Nomis Thider > NW

1941 in Luzern geboren, ist ein Archäologe und Ethnologe. Er erforscht seit seiner Jugend die Nienetwiler Kultur und ist heute wissenschaftlicher Berater des Museums Nienetwil. Er ist der Vater von Aciel Arbogast II.

Aristoteles > WP

384 v.u.Z. in Stageira bis 322 v.u.Z. in Chalkis auf Euböa, war ein griechischer Universalgelehrter. Er gehört zu den bekanntesten und einflussreichsten Philosophen und Naturforschern der europäischen Geschichte. In der Nienetwiler Kultur wird er allerdings immer wieder als «masslos überschätzt» bezeichnet.

Das Spiel des Sammelns

Notizen für eine geplante Publikation von Amot Nussquammer jun.

Einführung der Herausgeber

Die hier vorliegenden Notizen wurden von Amot Nussquammer jun. schon zu Beginn seines Studiums an der Universität von Chicago in den späten Siebzigerjahren niedergeschrieben. Der Titel «Das Spiel des Sammelns» stammt von Nussquammer selbst. Der Text wurde in seinem Nachlass gefunden und ist hier in revidierter und gekürzter Form auf Deutsch wiedergegeben.

Anlass für die Veröffentlichung des Textes bildet der thematische Schwerpunkt der vorliegenden CRN N° 4, das «Spiel».

Das Thema wurde nicht zufällig gewählt und ebenso wenig zufällig war die Entscheidung, diese Notizen – obwohl sie von Nussquammer selbst nur als «Vorstudien» für eine Publikation gedacht waren – im Rahmen dieser Ausgabe der CRN zu veröffentlichen. Denn das Spiel steht im engen Zusammenhang mit vielem, was wir dank der Forschungen von d'Aciel Arbogast und Amot Nussquammer sen. über Nienetwil wissen.

Natürlich verstanden die Nienetwilerinnen und Nienetwiler unter Spiel nicht dasselbe, was heute daunter verstanden wird, sondern, wie man sagen könnte, die Ursprünge des Spielens – also ein Verhalten, das weder Spiel noch Ernst, weder bloss menschliches Tun noch ein rein soziales Gebilde ist. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Nienetwilerinnen und Nienetwiler den Begriff des Spiels nicht kannten. Sie sprachen eher von «sammeln», wenn sie das beschreiben wollten, was Menschen tun, das heisst, wenn sie das tun, was sie zum Menschen werden lässt.

Was das Sammeln mit Spiel zu tun hat, war die Frage, welche den jungen Nussquammer beschäftigte. Auf eine mögliche Verbindung zwischen dem Sammeln in der Nienetwiler Kultur und dem Spiel – oder wenigstens, was Spielen in seiner ursprünglichen Form bedeutete – ist Nussquammer durch seine Lektüre des Philosophen Hans-Georg Gadamer gestossen.¹ Gadamer war ein Schüler von Martin Heidegger und publizierte 1960 sein Hauptwerk

«Wahrheit und Methode», das eine philosophische Grundlage der Hermeneutik sein sollte. Die Hermeneutik war die Philosophie des historischen und kulturellen Verstehens, das heisst die Philosophie, welche die Frage beantwortet: Wie kommt es, dass wir Texte, Kunstwerke, Artefakte aus der Vergangenheit heute noch «verstehen» können und sogar müssen, damit das Wissen der Vergangenheit nicht vollkommen verschwindet mit der Zeit?

Diese Frage können die Naturwissenschaften nicht beantworten, also braucht es eine Wissenschaft des Verstehens von Kultur im Gegensatz zur Wissenschaft des Erklärens von Naturphänomenen.

Da die Nienetwiler Forschung Archäologie war, ist sie selbst ein solches Verstehen der Vergangenheit, und Nussquammer suchte eine Theorie, welche die Wahrheit der Nienetwilerinnen und Nienetwiler aus der weit zurückliegenden Vergangenheit den Menschen von heute verständlich machen könnte. Diese Theorie fand er im Werk von Gadamer. Interessanterweise war das Spiel für Gadamer ein Schlüssel zum Verständnis des Verstehens. Das Verstehen im Gegensatz zum Erklären (Naturwissenschaften) war die Art und Weise, wie Tradition in der Zeit fortlebte.

Aber, wie Nussquammer meinte, wenn das Spiel so zentral ist für die einzigartige Form der menschlichen Existenz in der Welt – das heisst das Leben in der Zeit und das Weitergeben von Wissen in einer historischen Tradition, also etwas, das kein Tier tun kann –, dann muss das Spiel etwas mit dem Sammeln der Nienetwilerinnen und Nienetwiler zu tun haben. Die hier wiedergegebenen Notizen bezeugen seine Intuition, dass das Sammeln das wesentliche und ursprüngliche Tun des Menschen ist, und versuchen, diese Intuition mithilfe des Spielbegriffs verständlich zu machen. Denn wie Nussquammer von Gadamer lernte: Das Spielen ist nicht etwas, das nur Menschen tun, sondern alle Wesen nehmen auf ihre eigene Art und Weise teil am Spiel des Sammelns.

Aber, wie Nussquammer meinte, wenn das Spiel so zentral ist für die einzigartige Form der menschlichen Existenz in der Welt – das heisst das Leben in der Zeit und das Weitergeben von Wissen in einer historischen Tradition, also etwas, das kein Tier tun kann –, dann muss das Spiel etwas mit dem Sammeln der Nienetwilerinnen und Nienetwiler zu tun haben. Die hier wiedergegebenen Notizen bezeugen seine Intuition, dass das Sammeln das wesentliche und ursprüngliche Tun des Menschen ist, und versuchen, diese Intuition mithilfe des Spielbegriffs verständlich zu machen. Denn wie Nussquammer von Gadamer lernte: Das Spielen ist nicht etwas, das nur Menschen tun, sondern alle Wesen nehmen auf ihre eigene Art und Weise teil am Spiel des Sammelns.

Die Herausgeber

Das Spielen ist nicht etwas, das nur Menschen tun, sondern alle Wesen.

¹ Bei Hans-Georg Gadamer: «Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik». Tübingen 1960, und «Die Aktualität des Schönen: Kunst als Spiel, Symbol und Fest Stuttgart 1977

Das Spiel des Sammelns

Amot Nussquammer sen.

(Notizen für eine geplante Publikation von Amot Nussquammer jun.)

Der moderne Mensch weiss nicht mehr, was es bedeutet, zu spielen. Das Spiel ist verloren gegangen. Es bleibt nichts von dem übrig, was einmal das Spiel ausmachte. Das Leben des modernen Menschen ist in zwei grundlegend verschiedene Bereiche aufgeteilt: Es gibt die Arbeit, und ausserhalb der Arbeit, wenn die Arbeit aufhört, gibt es die sogenannte «Freizeit». Frei ist aber der Mensch in dieser Zeit nicht, denn er muss sich von und für die Arbeit «erholen», er muss sich «ablenken» vom Ernst des Lebens, er muss etwas tun, das nichts bringt, ausser natürlich Entspannung.

Man spricht von Hobbys, vom Spielen, das heisst von allem, was nicht dem Lebensunterhalt dient.

Dass das Spiel aber verloren gegangen ist, zeigt vor allem der Sport. Der Sport ist weitgehend zum Medienspektakel und zur Werbeindustrie geworden. Die Fussballer spielen nicht, sie verdienen Millionen und werden zu Publikumsstars, während die Zuschauenden, wie bei den Gladiatorenkämpfen im alten Rom, ihre Helden hochjubeln und ihr sonst langweiliges und routiniertes Leben für kurze Zeit vergessen.

Noch mehr, das Spiel als Spiel ist zu einem blossen «Spielen» der Menschen verkommen. Es ist eine Aktivität des Menschen, die frei wählen, was sie spielen wollen und die jederzeit aufhören oder etwas anderes machen können. Das Spiel hat seine Verbindlichkeit, seinen tiefen Sinn verloren und bleibt nur noch eine Art «Objekt», das Menschen willkürlich aufnehmen oder nicht.

Wie alles, was der moderne Mensch bestimmt, gibt es keine höhere Verbindlichkeit in der Welt jenseits subjektiver und individueller Willkür.

Dass das Spiel nicht bloss auf menschliche Tätigkeit reduziert werden kann, zeigt

B

C

Catilleaux, Ophelia > NW

1860 in Paris bis 1937 ebenda, war eine Pariser Restaurant- und Bordellbesitzerin. Ihr Salon, das Scheherazade, war ein berühmt-berühmter Treffpunkt in Paris, in welchem Menschen aus Kunst, Wissenschaft und Politik zusammenkamen. 1936 wurde sie von einem Agenten des deutschen Geheimdienstes angeschossen und verstarb 1937 an den Folgen dieser Verletzungen.



Fotografie von Ophelia Catilleaux, möglicherweise von 1936, Urheber unbekannt, evtl. Miribal Ciséan.

Ciséan, Miribal Claudine > NW

1902 in Villemareuil (F) bis 1981 in Chicago, war eine Sprachforscherin, Übersetzerin und Historikerin. Sie ist die Tochter von d'Aciel Arbogast I., Frau von Amot Nussquammer sen. und Mutter von Amot Nussquammer jun. und Jennifer

das bekannte und überall bestätigte Spielen der Tiere. Auch in unserer Alltagssprache, ist es erhalten geblieben und trägt die vergangene Weisheit noch in sich.

Im alltäglichen Sprachgebrauch wird das Spiel überall in der Welt und in der Natur gefunden. Gadamer schreibt:¹ *«Wir reden vom Spiel des Lichtes, vom Spiel der Wellen, vom Spiel des Maschinenteiles in einem Kugellager, vom Zusammenspiel der Glieder, vom Spiel der Kräfte, vom Spiel der Mücken, ja sogar vom Wortspiel. [...] So reden wir etwa davon, dass etwas dort und dort oder dann und dann <spielt>, dass etwas sich abspielt, dass etwas im Spiele ist. [...] Für die Sprache ist das eigentliche Subjekt des Spiels offenbar nicht die Subjektivität dessen, der unter anderen Betätigungen auch spielt [d. h. der individuelle Mensch; die Herausgeber], sondern das Spiel selbst.»*

Was bedeutet es, dass das Spiel selbst spielt, dass das Spiel und das Spielen etwas ist, das ausserhalb der Menschen liegt und selbst aktiv ist?

Gadamer findet das Wesen des Spiels in einer einzigartigen «Hin-und-her-Bewegung»: *«Immer ist da das Hin und Her einer Bewegung gemeint, die an keinem Ziele festgemacht ist, an dem sie endet. Dem entspricht auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Spiel als Tanz [...]. Die Bewegung, die Spiel ist, hat kein Ziel, in dem sie endet, sondern erneuert sich in beständiger Wiederholung. Die Bewegung des Hin und Her ist für die Wesensbestimmung des Spiels offenbar so zentral, dass es gleichgültig ist, wer oder was diese Bewegung ausführt. Die Spiel-Bewegung als solche ist gleichsam ohne Substrat. Es ist das Spiel, das da spielt. Das Spiel ist Vollzug der Bewegung als solcher. [...] Alles Spielen ist ein Gespieltwerden.»*

Das Wesentliche am Spiel ist demnach *«das Primat² des Spiels gegenüber dem Be-*

wusstsein des Spielenden». Wer spielt, geht auf im Spiel, wird Teil des Spiels und lässt seine alte Seinsweise, seine alltägliche Identität hinter sich. Dies bedeutet: *«Das Spiel stellt offenbar eine Ordnung dar, in der sich das Hin und Her der Spielbewegung wie von selbst ergibt. [...] Das Ordnungsgefüge des Spiels lässt den Spieler gleichsam in sich aufgehen und nimmt ihm damit die Aufgabe der Initiative ab, die die eigentliche Anstrengung des Daseins ausmacht.»*

Das Ordnungsgefüge des Spiels lässt den Spieler in sich aufgehen.

Aus diesen Gedanken über das Wesen des Spiels geht hervor, dass der Mensch als Naturwesen, das heisst als einer Natur zugehörig, die an sich durch das Spiel bestimmt ist, nicht nur auch spielen kann, gleichsam als ablenkende Nebenbeschäftigung, sondern der Mensch spielt, um das zu sein, was er eigentlich ist. **Nur indem der Mensch an dem Spiel, das er nicht selbst kreiert, teilnimmt und darin aufgeht, kann er seine eigene Natur ausleben und erfüllen.**

Dies haben die alten Griechen erkannt, indem sie die Sieger der olympischen Spiele als «Helden», das heisst als Menschen, welche das Menschsein exemplarisch darstellten, feierten. Das Spiel ist in diesem Kontext demnach nicht bloss eine Tätigkeit, die man in der Freizeit tut, sondern das, was die Dinge als das, was sie eigentlich sind, erscheinen lässt. Spiel ist somit wesentlich darzustellen, zum Scheinen zu bringen, und im Glanz des Sieges hervortreten zu lassen.

Das Exemplarische, das Bedeutende, das Herausragende zeigt sich erst und ausschliesslich im Spiel, sonst wäre es nur auf das zufällige und willkürliche Handeln eines individuellen Menschen zurückzuführen und hätte nichts Höheres und Bestimmendes in sich. Spiel ist immer ein Darstellen, das heisst ein durch die Regeln der Bewegung und den dafür eigens erschlossenen Spiel-

¹ «Wahrheit und Methode», Seite 99–102.

² Vorrangstellung.

raum ein Sich-Zeigen von den Dingen – wie in den olympischen Spielen die Stärke der Pferde, die Schnelligkeit der Wagen und die Kraft der Waffen im Wettkampf zum Erscheinen kamen und sich so zeigten, wie sie sind.

Dies führt Gadamer dazu, das Wesen des Spiels in Verbindung mit Kunst zu bringen. Kunst ist die Art und Weise, wie die Menschen spielen, im ursprünglichen Sinne des Wortes. Er zitiert an dieser Stelle den deutschen Philosophen Friedrich Schlegel, der sagte: «Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.»

Wir modernen Menschen leben heute in einer Welt, wo es sich abzeichnet, dass die für den modernen Menschen konstitutive Unterscheidung zwischen Arbeit und Freizeit verschwindet, weil die Arbeit den Robotern überlassen wird und der Mensch nur noch Freizeit haben wird. Doch wenn es keine Arbeit mehr gibt, wird es keine Freizeit geben können, denn Freizeit ist ja nur als Gegenpol zur Arbeit sinnvoll. Was wird aus den Menschen?

Die Antwort liegt in der Kunst. Nur, Kunst kann nicht mehr das bedeuten, was in der modernen Welt als Kunst betrachtet und gehandelt wird. Auch Kunst wird sich ändern müssen, wenn sie zur Lebensweise des Menschen wird. Was für eine Kunst wird den Menschen der Zukunft beschäftigen?

Kunst kann nicht mehr das Schaffen von angeblich originellen, überraschenden und eigenartigen Werken sein. Es wird keinen Kunstmarkt und keine Kunstszene mehr geben. Kunst wird zum Spiel, wie sie es ursprünglich war. Sie ist das Spiel – das Spiel im wesentlichen und ursprünglichen Sinne des Wortes –, das aus der Vergessenheit aufgetaucht ist und in der Zukunft wieder in Erscheinung tritt.

Für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler wäre dies selbstverständlich, denn für sie war das menschliche Handeln immer

Marie Watts. Der Beitrag zur Nienetwiler Forschung durch Miribal Ciséan wird heute, nach rund zwei Jahren intensiver Forschung, um ein Vielfaches höher gewichtet. Tatsächlich scheint es, dass sie in den Jahren nach dem Tod ihres Mannes eine entscheidende Rolle gespielt hat und wo immer es ging das Wissen der Nienetwiler Kultur hat einfließen lassen.



Porträt der Miribal Ciséan von d’Acíel Arbogast I., Skizze, 1937.

Colosimo, James > WP

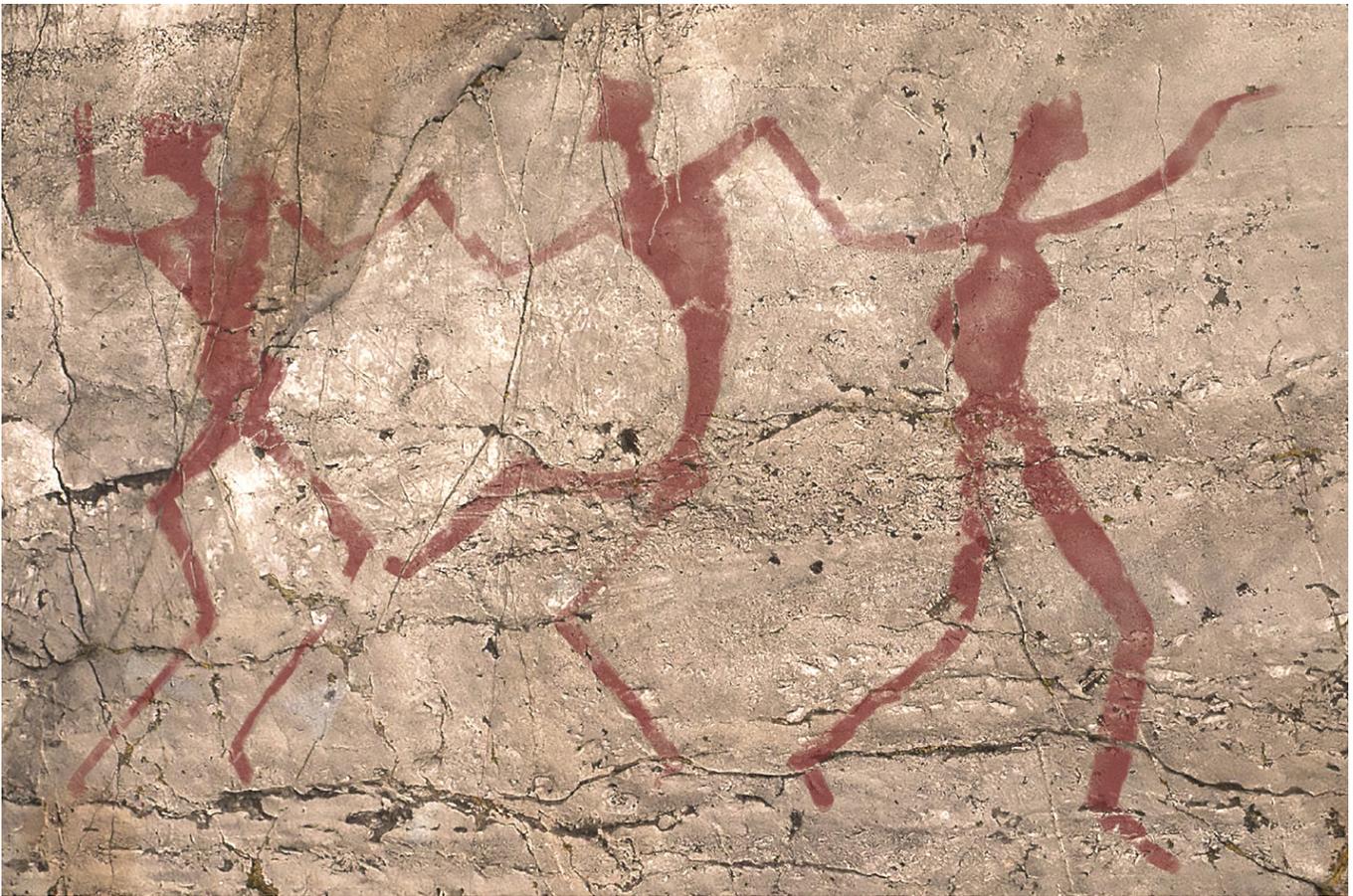
Auch James oder «Big Jim», geb. 1878 in Colosimi, Provinz Cosenza, Kalabrien, Italien, gest. 1920 in Chicago, USA, war einer der Vorgänger von Al Capone als Oberhaupt der «La Cosa Nostra» in Chicago, die auch als «Chicago Outfit» bezeichnet wird. Nach seiner Ermordung wurde er im Oak Woods Cemetery in der Chicago South Side in einem kleinen Mausoleum beige-
setzt.

ein Spiel. Doch sie sprechen natürlich nicht vom Spiel, da dieser Begriff erst viel später entstand. Aber das, was Spiel ursprünglich bedeutet, ist aus der Nienetwiler Tradition des Sammelns entstanden und trägt diese Erfahrung zumeist unbeachtet und missverstanden in die heutige Welt hinein.

Wie das Spiel ist auch das Sammeln keine bloss menschliche Tätigkeit – alle Wesen nehmen am Spiel des Sammelns teil. Wer

kann. Wenn Stein und Holz nicht «mitspielen», wird nichts daraus.

Stein oder Holz oder was immer die Menschen in der Welt «bearbeiten», wird zu dem, was sie jeweils durch ihre Verbindungen miteinander sind, durch ihr eigenes Mitspielen in einer einzigartigen Hin-und-her-Bewegung zwischen Anwenden, Ausprobieren, Lernen und Zusammenstellen – das heisst durch das Sammeln – zu etwas



Höhlenmalerei in der Höhle Cueva inventada im Valle Soñado (Spanien).

1982 wurden in der Höhle Ausgrabungen gemacht, die diese Malereien auf ein Alter von ca. 23'000 Jahren datieren lassen. In der Nienetwiler Kultur wird der Tanz seit jeher nicht nur als Sinnbild für das Spiel gesehen – der Tanz ist das Spiel und das Spiel ist ein Tanz.

Holz oder einen Stein in die Hand nimmt und daraus eine Axt macht oder ein Haus baut, achtet nicht bloss auf die eigenen Intentionen oder Ziele, sondern auf das, was der Stein oder das Holz «sagt», was es tun

gemacht, das vorher nicht da war.

Dass das Spiel und das Sammeln in dieser Art und Weise «kreativ» sind, bezeugt die Verbindung zwischen Spiel und Kunst: Die Kunst ist das ursprüngliche Spielen und

das Spiel ist das Sammeln.

Im Sammeln findet der Mensch zu sich und erscheint in der Welt als Sammler. Dies ist, wie die Nienetwilerinnen und Nienetwiler das Menschsein verstanden und gelebt haben.

Durch die Jahrtausende wurde diese Lebensweise mehr und mehr verdeckt und vergessen, als die Menschen ihr Handeln erst von den Göttern her bestimmen liessen und schliesslich in der Neuzeit von einer «Selbstbestimmung» des freien und autonomen Individuums ausgehen.

Wird der moderne Mensch zurück zu dem finden, was er als Mensch einmal war? Dies hängt davon ab, ob er das Spielen wieder lernen kann.

Cree > WP

Die Cree sind eine indigene Nation Nordamerikas. Ihr traditionelles Gebiet erstreckt sich von den Rocky Mountains bis zum Atlantischen Ozean über Teile der Vereinigten Staaten und Kanadas. Sie selbst bezeichnen sich u. a. als Iniwak. Sie teilen sich in sieben Regionalgruppen auf (James Bay Cree, Moose Cree, Swampy Cree, Oji-Cree, Rocky Cree, Woodland Cree und Plains Cree) und stellen heute die grösste Nation unter den Indigenen Kanadas dar. Ihre 135 von Kanada anerkannten Gemeinden umfassen rund 200'000 Menschen.



Karte der Cree-Dialekte

D

René Descartes > WP

1596 in La Haye en Touraine bis 1650 in Stockholm, war ein französischer Philosoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler.

Deterministische Kausalität > WP

Der französische Mathematiker Laplace gibt eine leicht verständliche Definition dieser Determinismus-Version: «Wir müssen also den gegenwärtigen Zustand des Universums als die Wirkung seines früheren Zustands und andererseits als die Ursache dessen, der folgen wird, betrachten.»¹

Die Deterministische Kausalität beschreibt also

¹ Pierre Simon de Laplace, *Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten*, Leipzig, 1886, S. 4

Interview mit Nomis Arbogast

Einführung

Nomis Thider Arbogast ist der Sohn von d'Aciel Arbogast I., einem der Begründer der Nienetwiler Forschung. Dank ihm gelangte der Nachlass seines Vaters an das Museum Nienetwil. Das ermöglicht die Weiterführung dieser überaus wichtigen Forschungsarbeit und auch die Neuherausgabe der Cahiers de recherches de Nienetwil (CRN). Nomis Arbogast ist einer der noch wenigen überlebenden Nachkommen der Hauptpersonen, denen wir unsere Kenntnisse von Nienetwil verdanken. Denn der Sohn von Amot Nussquammer, der zusammen mit d'Aciel Arbogast I. die CRN begründete und wesentlich an den Deutungen der Nienetwiler Befunde beteiligt war, verstarb früh. Aus diesen Gründen haben wir Nomis Arbogast um ein Gespräch gebeten. Soweit wir wissen, hat er bisher noch nie ein öffentliches Interview gegeben. Wir sind also stolz darauf, dass wir in dieser Ausgabe das erste Interview mit Nomis Arbogast präsentieren dürfen. Wir bedanken uns bei ihm an dieser Stelle für die Bereitschaft, mit uns über sein Leben, sein Werk und seine Verbindung mit Nienetwil zu sprechen.

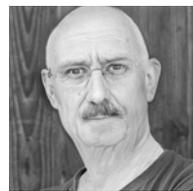
Die Herausgeber



David Krieger: Vielen Dank, Nomis Arbogast, dass Sie sich bereit erklärt haben, dieses Gespräch mit mir zu führen. Ich möchte Ihnen auch im Namen aller, die an Nienetwil interessiert sind, ganz herzlich danken, dass Sie den Nachlass Ihres Vaters dem Museum Nienetwil zur Aufbewahrung übergeben haben. Ohne diese überaus wertvollen Zeugnisse der Frühphase der Nienetwiler Forschung würden wir in vielerlei Hinsicht immer noch im Dunkeln tappen. Wenn Nienetwil heute langsam die Anerkennung erlangt, die ihm gebührt, dann ist dies zu einem Grossteil Ihnen zu verdanken.

Ich möchte mit einer eher persönlichen Frage beginnen: Wie war es, im Schatten

eines so berühmten Vaters aufzuwachsen? Aus dem Nachlass Ihres Vaters geht hervor, dass er überall in der Welt herumreiste, viele Kontakte zu Menschen pflegte, die weit verstreut lebten, und selten von seiner Familie sprach. Er scheint sein Volk, die Skandaj, als seine Familie betrachtet zu haben. Was sind Ihre Erinnerungen aus dieser Zeit? Wie war die Beziehung zu Ihrem Vater? Und wie fühlen Sie sich als Erbe von Nienetwil?



Nomis Arbogast: Zunächst möchte ich sowohl Dank wie Kompliment zurückgeben. Es war Ihr Verdienst und das unseres gemeinsamen Freundes, dass die Nienetwiler Forschung wieder Fahrt aufnahm.

Ihre Fragen zu meiner Person und meinem Privatleben erstaunen mich etwas, denn weder mein Vater noch ich waren berühmt oder in irgendeiner Art und Weise besonders. Der Grund, weshalb die Familie Arbogast ins Rampenlicht gerückt wurde, liegt lediglich darin, dass ich 1999 Simon Meyer zufällig in einem Bach antraf, wo er am Goldwaschen war. Hätte er einen anderen Skandaj getroffen, der ihm von Nienetwil erzählt hätte, so würden Sie das Interview wohl mit diesem führen.

Was meinen Vater Aciel betrifft, ist es so, dass wir Skandaj keine festen Familienstrukturen haben, wie das hier in Europa meist der Fall ist. Skandaj leben da, wo sie leben wollen, und wer sie grosszieht, wird *ata* (Vater) bzw. *ina* (Mutter) genannt. Eine besondere Beziehung zu den leiblichen Eltern gibt es eigentlich nicht, da wir ja alle sozusagen eine Familie sind. Und Eltern kennen ebenso wenig Besitzgefühle für ihre Kinder wie diese für ihre Eltern.

Nach dem frühen Tod meiner leiblichen Mutter **Gela**, der Gefährtin meines Vaters, wuchs ich bei *schuri*-Skandaj sowie vielen

verschiedenen fahrenden Familien auf. Mit Aciel hatte ich zwar immer wieder Kontakt, ging auch mehrere Male mit ihm auf Fahrt und nahm auch an seinen Expeditionen teil, doch wir hatten nicht diese Art von Vater-Sohn-Beziehung, wie ich das bei vielen Familien hier sehe.

Aciel war ein Getriebener, vielleicht mehr als andere. Er konnte nicht stillsitzen, und selbst in der Zeit in Paris war er mindestens während der Hälfte des Jahres unterwegs. Wäre der grosse Krieg nicht gewesen, er und Gela wären wahrscheinlich mit mir unterwegs gewesen. So aber konnten sie nur auf das Ende dieses Krieges warten.

Sie fragen mich nach meiner Kindheit und meinen Erinnerungen. Nun, so etwas pflegen wir Skandaj nicht. Wir sind ein reisendes Volk, und das, seit es den Menschen gibt. Was war wichtig in jener Vorzeit? Dass man sich Wege, Wasserstellen, fruchtbare Täler und gefährliche Berge merken konnte. Da man selber nicht überall war, musste man die Lieder anderer Skandaj kennen. Die eigenen Erlebnisse waren nur dann zu etwas nütze, wenn sie anderen dienten. So übergaben wir unsere Erinnerungen an alle, und diese behielten sie selbst wiederum in Liedern und Spielen am Leben. Und so wie mein Vater und auch unser gemeinsamer Freund stets eine grosse Lust am Erzählen hatten, und ja, es oft fast unmöglich war, zu erkennen, ob etwas nun von ihm oder jemand anderem erlebt worden war oder ob er es geträumt hatte oder als Spiel zum Besten gab, so taten es die Skandaj seit je her. Es ist also nicht wichtig, ob mir mein Vater das Fahrradfahren beibrachte oder nicht. Viel wichtiger ist, dass ich Fahrradfahren und eine gute Geschichte dazu erzählen kann.

Es gibt seit einigen Hundert Jahren den dummen Brauch der Menschen, Geschichte als etwas Wichtiges anzusehen. Das Resultat ist, dass sie nun denken, es gebe etwas

die Auffassung, dass alles, was geschehen ist, sich durch Ursache und Wirkung auf einen genau festgelegten Zustand hinbewegt.

Duchamp, Marcel > WP

1887 in Blainville-Crevon, Frankreich, bis 1968 in Neuilly-sur-Seine bei Paris, war ein französisch-amerikanischer Maler und Objektkünstler. Er ist Mitbegründer der Konzeptkunst und zählt zu den Wegbereitern des Dadaismus und Surrealismus. Er wurde insbesondere durch seine Ready-mades bekannt, also Objekte aus dem Alltag, die zur Kunst «erklärt» wurden, also Kunst waren. Das berühmteste Beispiel ist das Objekt «Fountain» von 1917: ein handelsübliches Urinal, das ausgestellt zur Kunst wurde. Allerdings ist nicht erwiesen, dass Duchamp tatsächlich der Urheber war, es könnte auch von Elsa von Freytag-Loringhoven gewesen sein. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass das Objekt tatsächlich von Duchamp stammt, denn Arbogast schrieb an ihn in seiner letzten Karte nach Paris (ehe Duchamp nach New York auswanderte): «*Marcel, ich schaffe es nicht mehr, zu deinem Abschied nach Paris zu kommen. Für die Stunden bester Unterhaltung und lehrreicher Gespräche danke ich dir. Jetzt weiss ich, dass alles Kunst sein kann und ich selbst ein Urinal zur Kunst erheben könnte, wenn ich denn tatsächlich Künstler wäre. Ein gutes Leben in New York und denk an die Adressen, die ich dir gegeben habe. Grüsse Arbogast*»



Duchamp, Jacques Villon, d'Aciel Arbogast im Garten von Villons Studio in Puteaux, Frankreich, ca. 1913.

wie Geschichte, oder noch schlimmer, es gebe etwas wie Wahrheit. So kommt es, dass in dieser finsternen Zeit, da Machtmenschen den Menschen jeden Unsinn erzählen können, diese es dann glauben – denn wenn Information von der für sie richtigen Person kommt, ist sie in ihren Augen immer wahr.

Es gibt bei den Skandaj ein Spiel, das wir *munbe* nennen. Dieses geht so: Wenn die Skandaj am Abend um das Lagerfeuer sitzen, beginnt einer zum Beispiel so: «Weisst du noch, als wir den Hirsch mit den drei Köpfen gejagt haben?» Darauf erwidert ein anderer: «Ach, da warst du ja gar nicht dabei! Ich weiss es genau! Und ausserdem hatte der Hirsch nicht nur drei Köpfe, er hatte auch sechs Beine. Wärsst du dabei gewesen, wüsstest du das. Wir sind im *lekah*-Tal gewesen und wollten eigentlich fischen. Da sahen wir im Sumpf am Rande des Bachs die Spuren eines grossen Hirsches mit sechs Beinen. Und so sagten wir uns, jagen wir ihn! So war es doch, Iutah, oder nicht?» «Gewiss doch, so war es», sagt Iutah darauf und führt die Geschichte fort.

Was an der Geschichte stimmt, ist, dass es im Lekah-Tal¹ tatsächlich einen Bach mit grossen Fischen gibt, und es ist auch ein gutes Gebiet, um Hirsche zu jagen. Man sollte, so hat es der eine durch die sechs Beine erklärt, am besten zu sechst jagen, denn das Lechtal ist breit und drei sollten hinter und drei vor dem Hirsch sein.

Solcherart war meine Jugend mit und ohne Vater Aciel, oder sie wird es gewesen sein, nachdem Sie das gelesen haben.

Noch ganz kurz möchte ich auf das «Erbe von Nienetwil» eingehen. Dazu nur so viel: Nienetwil ist immer und überall – wäre es das nicht, wäre es ja nicht Nienetwil. Entsprechend gehört Nienetwil niemandem,

denn es ist ja bei und in allen von uns. Es gibt also nichts zu erben, ausser Scherben und alten Kram, der die Nienetwiler Kultur zu beweisen sucht. Aber es geht nicht um das Zeug, das man findet, sondern um die Geschichten (nicht Geschichte) darum. Das ist das Spiel, das wir spielen wollen. Das andere ist uns fade.

Es tut mir leid, dass ich Ihre Fragen wohl nicht so beantwortet habe, wie Sie gehofft hatten, aber ich stehe, wenn Sie noch mögen, gerne für konkrete Fragen zu unserer Kultur zur Verfügung. Und erinnern Sie mich streng daran, dass ich mich kurz halten soll. Ich bin ein altes Plappermaul.

David Krieger: Danke für diesen überaus interessanten Einblick in Ihr Leben als Skandaj und über die Beziehung zu Ihrem Vater. Die Welt der Skandaj ist immer noch für die meisten Leuten unbekannt und fremd. Was unsere Leserinnen und Leser sicher interessiert, ist die Verbindung zwischen den Skandaj und Nienetwil. Ich selbst bin durch meine Bekanntschaft mit **Amot Nussquammer jun.** auf Nienetwil gestossen. Wir waren Studienkollegen an der Universität von Chicago in den USA.

Amot bezeichnete sich selbst nie als Skandaj und sprach von Nienetwil eher als von einer uralten Kultur, vielleicht sogar der ersten «Kultur» der Menschheit, deren Verständnis noch in den Anfängen steht und deren Gedankengut nur bruchstückhaft und mit vielen Unsicherheiten gedeutet ist.

Soweit ich weiss, verstand Amot seine wissenschaftliche Arbeit nicht als Fortführung der Arbeit seines Vaters. Dennoch tauchte der Name Nienetwil in einigen seiner Texte auf oder zumindest schien es, als ob er oft auf Ideen aus der Arbeit seines Vaters Bezug nahm.

Was ist Ihre Beziehung zur Nienetwiler

¹*lekah-dol (Alaju für das Lechtal). Das Lechtal ist ein Alpental in Österreich, das zu einem grossen Teil zu Tirol und zu einem kleineren Teil zu Vorarlberg und Bayern gehört. Es wird vom Lech durchflossen.*

Archäologie und zur Arbeit Ihres Vaters? Man hat den Eindruck, dass Sie in einer ähnlichen Art und Weise wie Nussquammer jun. die Arbeit Ihres Vaters nicht öffentlich weiterführen. Haben Sie, wie dies Nussquammer jun. auch tat, der Wissenschaft den Rücken gekehrt? Haben Sie das Vertrauen in die Wissenschaft verloren? Sie erwähnen das spielhafte Erzählen als etwas, das für die Skandaj von grosser Bedeutung ist. Was ist für Sie die Verbindung zwischen dem Erzählen als sozusagen «Grundform» der Kommunikation und der Wissenschaft, die ja bekanntlich seit den alten Griechen sich von aller Formen des Erzählens ausdrücklich distanziert? Mythos und Logos sind seit den Griechen zwei verschiedene Dinge, die nichts miteinander zu tun haben.

Nomis Arbogast: Das ist ein ganzer Korb voller Fragen! Ich werde mich bemühen, sie so gewissenhaft und kurz wie möglich zu beantworten. Das wird nicht ganz einfach sein, also bitte ich um Nachsicht.

Fangen wir mit der ersten, sehr wichtigen Frage an – der Verbindung zwischen Skandaj und Nienetwil. Eigentlich kommt hier noch ein dritter Punkt hinzu, nämlich die Nienetwiler Kultur. Bei dieser möchte ich beginnen. Wie Sie ja wissen, trennte sich der Homo sapiens in Bezug auf wichtige Aspekte seiner Kultur von der des Homo nienetwilensis. Dies in drei wichtigen Bereichen.

Erstens schuf der «moderne Mensch» in vielen Kulturen eine Gesellschaft, die auf Hierarchien aufgebaut ist. Diese waren und sind teils strenger, teils lockerer strukturiert. Das Spektrum reichte von gewählten Anführern für bestimmte Tätigkeiten wie etwa den Bau von Gebäuden bis hin zu komplexen, extrem strukturierten Königreichen wie etwa in Ur oder im vorantiken Ägypten.

Zweitens machten sie sich vor etwa zehntausend Jahren sesshaft. Dieser Umstand veränderte die gesamte Zukunft sowohl der

E**F****G****Gabe** > *NW*

Alaju-Wort für «Sammlung von Möglichkeiten. Alle <Dinge>». Alles, was sich ausserhalb des Bewusstseins eines Individuums befindet (also auch er/sie selber, für jemand anderes).

In der Nienetwiler Kultur gibt es kein Wort für Ding. Alles, was existiert, ist eine Sammlung von Möglichkeiten, beeinflusst zu werden oder zu beeinflussen, diese oder jene Form anzunehmen, diese oder jene Tätigkeit auszuüben, dieses oder jenes zu lehren oder zu lernen. Alles, was existiert, ist somit auch Teil einer Sammlung, zu der auch der Mensch gehört.

Gadamer, Hans-Georg > *WP*

1900 in Marburg bis 2002 in Heidelberg, war ein deutscher Philosoph. Er gilt als Begründer der universalen Hermeneutik.

Gaia-Hypothese > *WP*

In der Gaia-Hypothese geht man davon aus, dass wir die Erde und ihre Biosphäre als ein symbiotisches Zusammenspiel aller Lebewesen und sie beeinflussender und von ihnen beeinflusster Akteure und Parameter betrachten können, also im eigentlichen Sinne selber als einen lebenden Organismus.

Die These wurde in den 1970er-Jahren von der Mikrobiologin Lynn Margulis und dem Chemiker, Biophysiker und Mediziner James Lovelock entwickelt.

Beide betrachteten lebende Organismen in ihrem Umfeld und untersuchten sowohl die Selbstorganisation von Organismen als auch deren Einfluss beziehungsweise die Rückkopplung der Beeinflussung mit der Umwelt.

Werde nun dieses Wechselspiel durchbrochen und gestört, so die Hypothese, so komme es in der Biosphäre zu Fehlentwicklungen, die das ganze System beeinflussen können. Da sich die Erde bzw. die Biosphäre der Erde zudem ebenso

Menschen als auch der ganzen Welt, denn die Sesshaftigkeit führte dazu, dass Nahrungsmittel angebaut wurden, und wenn diese fehlten, wurden sie von anderen Stämmen geraubt. Also gab es Waffen. Es gab Hierarchien, es gab Ausbeutung der Menschen und der Umwelt und so weiter und so fort. Das Gleichgewicht auf der Erde war gestört.

Drittens führte die Sesshaftigkeit zur Bildung von Kasten. Die sozial höher stehenden Kasten zwangen den niedriger stehenden ihren Willen auf. Nicht nur körperlich tat man das – und tut es bis heute –, sondern auch geistig. Sie hatten genug Zeit, sich nicht nur Wissen anzueignen, sondern dieses auch zu verwalten. Gerade heutzutage sehen wir ja, welche Macht Wissensmonopole haben.

Im Gegensatz dazu gab es Völker und Stämme, die sich nicht sesshaft machten oder eine Art saisonbedingter Sesshaftigkeit kannten. Das konnten kleine Zeltgemeinden sein, die nur im Winter beieinander waren oder nur zu einer bestimmten Jagd- oder Fischsaison.

Zu diesen Kulturen gehörte auch die Nienetwiler Kultur. Einer der Stämme der Nienetwiler Kultur sind die Skandaj. Sie bilden, soweit wir das heute wissen, den letzten Stamm, der noch in grossen Teilen als zur Nienetwiler Kultur zugehörig betrachtet werden kann. Aus gerade diesem Grund sind die Skandaj für die Nienetwiler Forschung so bedeutend. Es ist, als wenn wir irgendwo ein kleines Tal entdecken würden, in dem Abkömmlinge der antiken Griechen dasselbe Leben führen würden wie einst Platon oder Aristoteles. Was für ein Forschungsereignis!

Es ist also wie mit der Hand. Daran sind Finger und einer davon ist ein Daumen. Alle Finger gehören zu einer Hand. Der Daumen ist ein Finger, aber nicht alle Finger sind Daumen.

Damit ist Ihre erste und zweite Frage be-

antwortet: Die Skandaj sind die letzten Überbleibsel der Nienetwiler Kultur.

Und nun zu dem so wichtigen Punkt, der Ihnen offensichtlich Kopfzerbrechen bereitet: Nienetwil.

Nienetwil ist eine Utopie, wie Sie dies so wunderbar in den CRN 2020/1 beschrieben haben.¹ Eine Utopie, die bereits Realität geworden ist, allerdings vor vielen Jahrtausenden. Es geht heute darum, mithilfe der Nienetwiler Forschung herauszufinden, was genau wir modernen Menschen von der Nienetwiler Kultur – und also von den Skandaj – lernen können, um unsere Kultur wieder in richtige Bahnen zu lenken, Denk- und Verhaltensmuster zu ändern und wieder zu dem werden, was wir einst, bevor wir sesshaft wurden, waren: Teil der Nienetwiler Kultur!

Natürlich verlangt niemand, dass wir nun ebenfalls alle zu Fahrenden werden. Aber es gibt Tausende Aspekte, die wir dennoch (wieder) annehmen könnten. Unser Umgang miteinander etwa, oder unsere Beziehung zur Erde, um endlich wieder ein Gleichgewicht zwischen dem, was uns umgibt, und uns herzustellen. Aber ich will mich dazu nun nicht auslassen. Es gibt gute Leute, die das besser erklären können als ich.

So gehe ich nun auf den zweiten Teil Ihrer Fragen ein: die Wissenschaft. Wissenschaft ist mein Leben. Ich bin Archäologe und Ethnologe aus Leidenschaft. Ich lehne die Wissenschaften nicht ab und werde auch kein «aber es gibt auch noch etwas anderes als Wissenschaft» anfügen.

Wissenschaft ist ein Handwerk. Nicht mehr und nicht weniger.

Das Problem ist nicht die Wissenschaft, das Problem ist, dass die Vorgehensweisen in der Wissenschaft von den Menschen nicht verstanden werden. Es ist ihnen nicht klar, dass es einen Unterschied macht, ob etwas eine These oder ein Forschungsergebnis ist, und es ist ihnen nicht klar, dass Thesen und Forschungsergebnisse nur so lange

¹CRN N° 1-2020/1, *Einleitung S. 6*

gelten, bis sie widerlegt sind.

Dazu kommt natürlich, dass viele unserer Kolleginnen und Kollegen Dünkel haben. Sie fühlen sich einer Kaste zugehörig, die über anderen steht. Die Coronakrise hat das wieder einmal deutlich zutage gebracht.

Die archäologische Forschung, die Nussquammer sen. und mein Vater betrieben, war – um es freundlich auszudrücken – stümperhaft. Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich die alten Grabungsberichte lese. Dennoch war es eine wichtige Arbeit, die uns viele Resultate gebracht hat, auf denen wir aufbauen und unsere Forschung – von der dereinst ebenfalls jemand sagen wird, dass sie stümperhaft war – weiterführen können.

Und so komme ich nun zu der letzten Frage, nämlich was für mich die Verbindung zwischen dem Erzählen als Grundform der Kommunikation und der Wissenschaft ist, die dieses Erzählen, wie Sie sagen, ausdrücklich ausschliesst. Ich bin da nicht ganz Ihrer Meinung. Die wissenschaftliche Literatur, und ich meine nicht explizit die populärwissenschaftlichen Druckerzeugnisse, ist voller ganz grossartiger Erzählungen. Zugegebenermassen ist dies in den geisteswissenschaftlichen Werken eher der Fall als beispielsweise in der Medizin oder Informatik, aber sie sind da. Die Frage, die sich immer wieder stellt, ist die der Legitimation von Geschichten als Informationsmedium.

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. Wenn ich in der Werkstatt bin und eine Dose Farbe aufmachen möchte. Soll ich dann in den Laden gehen und ein Dosenaufmach-Werkzeug kaufen? Nicht doch, oder? Ich nehme einen passenden Schraubenzieher. Ist das legitim? Natürlich ist es das. Gleichermassen legitim ist es auch, wenn ich anhand einer Geschichte wie zum Beispiel der Grimm'schen Geschichte «Der König ohne Kleider» eine Einleitung zu gesellschaftlichen Missständen in Bezug auf Au-

wie ein Lebewesen in ihr an nicht steuerbare Einflüsse wie zum Beispiel die Sonnenstrahlung anpassen muss, kann man bei ihr von einem selbstorganisierten Organismus sprechen. Die These wurde insbesondere in esoterischen Kreisen als wissenschaftliches Argument für eine «Mutter Erde» aufgenommen.

James Lovelock, bemerkt dazu:

«Aber wenn ich von einem lebendigen Planeten spreche, soll das keinen animistischen Beiklang haben; ich denke nicht an eine empfindungsfähige Erde oder an Steine, die sich nach eigenem Willen und eigener Zielsetzung bewegen. Ich denke mir alles, was die Erde tun mag, etwa die Klimasteuerung, als automatisch, nicht als Willensakt; vor allem denke ich mir nichts davon als ausserhalb der strengen Grenzen der Naturwissenschaften ablaufend. Ich achte die Haltung derer, die Trost in der Kirche finden und ihre Gebete sprechen, zugleich aber einräumen, dass die Logik allein keine überzeugenden Gründe für den Glauben an Gott liefert. In gleicher Weise achte ich die Haltung jener, die Trost in der Natur finden und ihre Gebete vielleicht zu Gaia sprechen möchten.»



Gaia mit dem Ewigkeitsgott Aion und ihren vier Kindern, die die Jahreszeiten verkörpern, zwischen einem kahlen und einem grünen Baum. Römisches Mosaik, erste Hälfte des 3. Jahrhunderts.

toritäts- und «Star»-Gläubigkeit machen will und danach diese Geschichte quasi wissenschaftlich ausarbeite.

Die Geschichten, die wir uns erzählen, sind zwar ausserhalb der Ordnung der Wissenschaft (ausser sie sind selbst Forschungsgegenstand), aber sie tragen zu einem schnellen Verständnis des Sachverhalts bei, denn die meisten Menschen verstehen Märchen auch ohne Abschluss in Soziologie, Philosophie oder anderen Fächern.

Es ist Geschichten möglich, einen Sachverhalt schnell und gut memorierbar weiterzugeben, und das, wie wir wissen, über Jahrhunderte und gar Jahrtausende.

Die Arten, wie in der Nienetwiler Kultur und auch anderen Kulturen Geschichten weitergegeben werden, sind vielfältig. Geschichten werden in Spiele integriert oder in Tänze, in Rituale oder Lieder. Und wie wir heutzutage nicht nur in Filmen, sondern auch in Werbebotschaften – wo ja immer «eine Geschichte transportiert» werden soll – sehen, werden heute nicht weniger Geschichten erzählt als früher. Die Frage, ja die ganz grosse Frage ist wohl: Was machen wir daraus?

David Krieger: Mich fasziniert Ihre Behauptung, dass es eigentlich keinen Unterschied zwischen Erzählung und Wissenschaft, zwischen Mythos und Logos gibt. Nicht nur die griechischen Philosophen, sondern Descartes, Galileo und Newton, die Gründer der modernen Wissenschaft, waren sehr darauf erpicht, alle Geschichten aus der Wissenschaft zu verbannen. Es sollen nur die objektiven Tatsachen sprechen und alle Geschichten über Götter und Geister haben nichts in der Wissenschaft zu suchen. So klar diese Trennung zwischen Mythos und Logos ist, erstaunt es umso mehr, dass die Wissenschaftler heute nur fantastische Geschichten erzählen.

Einige Physiker sagen, dass es keine Zeit gibt, nur Raum. Andere sagen, dass es keinen Raum gibt, sondern nur Zeit. Noch an-

dere sagen, dass es weder Zeit noch Raum gibt, sondern nur unfassbare Quantenfelder, woraus Materie auf mysteriöse Art und Weise erscheint.

Es gibt Physiker, die behaupten, dass es unzählige Universen gibt, während andere sagen, dass es nur eines gibt.

Ein renommierter Physiker sagt, dass neue Universen innerhalb von schwarzen Löchern entstehen, und andere sagen, dass die Realität sowieso eine Simulation ist.

Eine weit verbreitete Theorie besagt, dass das Universum aus elf Dimensionen besteht, wobei wir nur vier erleben können.

Doch nicht nur die Physiker erzählen fantastische Geschichten, sondern auch Biologen. So behauptet einer, dass die Realität, die wir erleben, nur eine Konstruktion unseres Hirns ist, eine Illusion, die uns hilft – oder helfen sollte – zu überleben.

Was bietet uns also die Wissenschaft heute? Lauter Erzählungen – Erzählungen, die nicht weniger fantastisch sind als das, was man in der Science-Fiction-Literatur findet. Alle diese sogenannten «wissenschaftlichen» Theorien sind nicht empirisch überprüfbar und entbehren demnach jeder Wahrheit.

Sie haben, so scheint es auf jeden Fall, nur «Unterhaltungswert», also genau das, was Platon und Aristoteles den Dichtern und Erzählern des Altertums vorgeworfen haben. Wenn dies so ist, wie es scheint, dann gibt es tatsächlich keinen Unterschied zwischen Wissenschaft und Erzählung.

Dies führt zur Frage: Gibt es nicht Erzählungen, die nicht nur Unterhaltungswert, sondern auch Wahrheitswert haben? Sie haben gesagt, dass Nienetwil eine Utopie ist. Utopien wurden nie bloss als Unterhaltung geschrieben. Utopien waren zwar Fiktionen, aber Fiktionen, die Wahres zur Sprache bringen. Wie würden Sie Nienetwil einstufen? Was macht eine Erzählung wahr be-

ziehungsweise was macht Ihrer Meinung nach eine «gute» Erzählung im Gegensatz zu einer schlechten Geschichte aus?

Nomis Arbogast: Sie erwähnen da einige interessante Theorien aus der Welt der Wissenschaft. Im Verständnis der Nienetwiler Kultur gibt es aber kein richtig oder falsch, kein wahr oder nicht wahr, da ja grundsätzlich alles real ist, wir jedoch nicht an allem teilnehmen.

Das Wort dafür heisst in der Skandaj-Sprache Alaju *be*, also Möglichkeit. Da alles möglich ist, gibt es auch keine Wahrheit oder Wirklichkeit, es gibt nur einen Erlebnismoment, in dem man mit anderem/anderen verbunden ist, und Momente, die wahrscheinlicher auftreten als andere. Dass ein vom Tisch gefallenes Glas, das zerbrochen auf dem Boden liegt, sich wieder zusammensetzt und auf den Tisch zurückspringt, ist nicht unmöglich, es ist nur sehr unwahrscheinlich, dass wir das erleben werden.

Zu Ihrer Frage bezüglich Erzählungen: Dazu möchte ich als Beispiel das Skandaj-Spiel «*kankete*» anführen.

Sicher wird es mir möglich sein, in einem separaten Artikel unsere Erkenntnisse dazu noch ausführlicher darzulegen.¹ Hier sollte es genügen, wenn ich erzähle, dass es sich um ein Erinnerungsspiel, oder wenn Sie so wollen, ein Überlieferungsspiel handelt. Dabei erklärt eine Spielerin oder ein Spieler anhand einer frei ausgedachten Erzählung den Weg von A nach B. Dabei werden alle paar Schritte Steine, die mit einem Symbol versehen sind, verdeckt abgelegt. Bevor sie abgelegt werden, wird das Symbol gezeigt. Die anderen Mitspielenden müssen nun einen Stein nach dem anderen passend zu den abgelegten legen und dabei die Geschichte so genau wie möglich nacherzählen. Zum Schluss wird dann der Weg anhand der Geschichte gesucht.

Sinn des Spieles ist natürlich, dass die

¹ Siehe dazu den Artikel Seite 40.

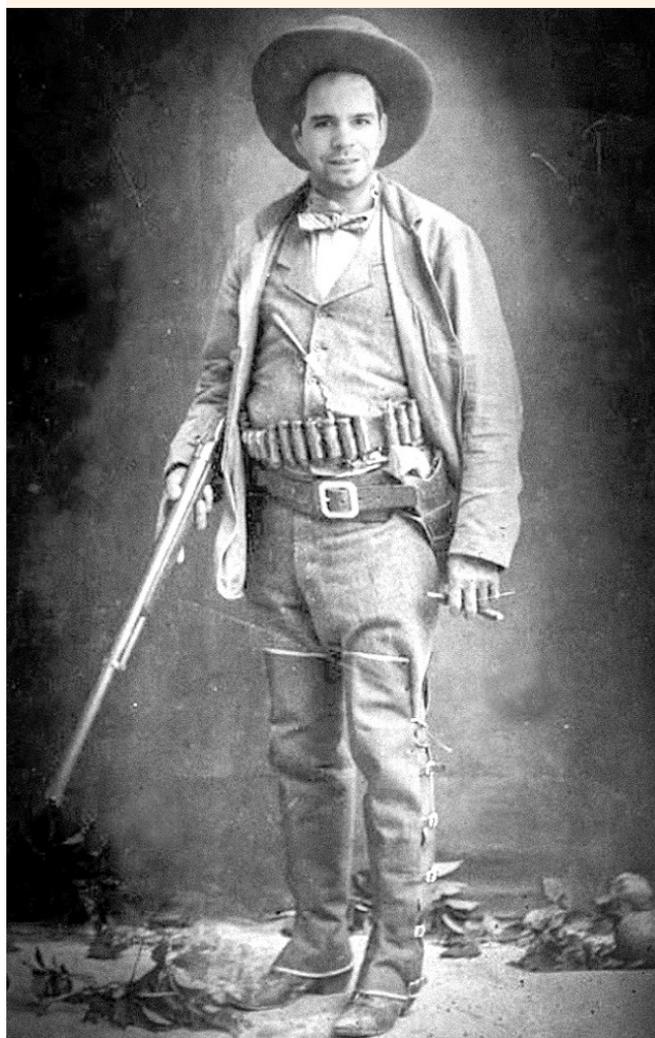
Glossar

Galileo Galilei > WP

1564 in Pisa bis 1642 in Arcetri bei Florenz, war ein italienischer Universalgelehrter. Er war Philosoph, Physiker, Mathematiker, Ingenieur, Astronom und Kosmologe

Goodfellow, John (Whitecolt) > NW

County Sheriff John «Whitecolt» Goodfellow (1843 in unbekannt bis 1931 in Gladstone Michigan).



Porträt von John «Whitecolt» Goodfellow, ca. 1870.

Wahrscheinlich ursprünglich aus der Schweiz stammend, war er bereits mit achtzehn Jahren Hilfssheriff von Sheriff Pierre Fenkhauser (1829 bis 1872) in Green Bay. Wie die Michigan Daily

Kinder erstens ihr Erinnerungsvermögen auf spielerische Art trainieren und zudem auch ihre Fantasie benutzen, denn diese ist, gerade um präzise erzählen zu können, stark gefordert.

Auf diese Weise wird also Wissen spielerisch in eine unterhaltende Erzählung gepackt.

Die Utopie Nienetwil ist in gewissem Sinne ebenso eine Erzählung, denn es ist zwar eine fantastische Geschichte, sie birgt in sich jedoch eine grosse Menge an «Wahrem» im Sinne von sehr Möglichem.

Eine «gute» Erzählung könnte also so beschrieben werden, dass sie etwas beinhaltet, das in unterhaltsamer Weise Wissen mehrt.

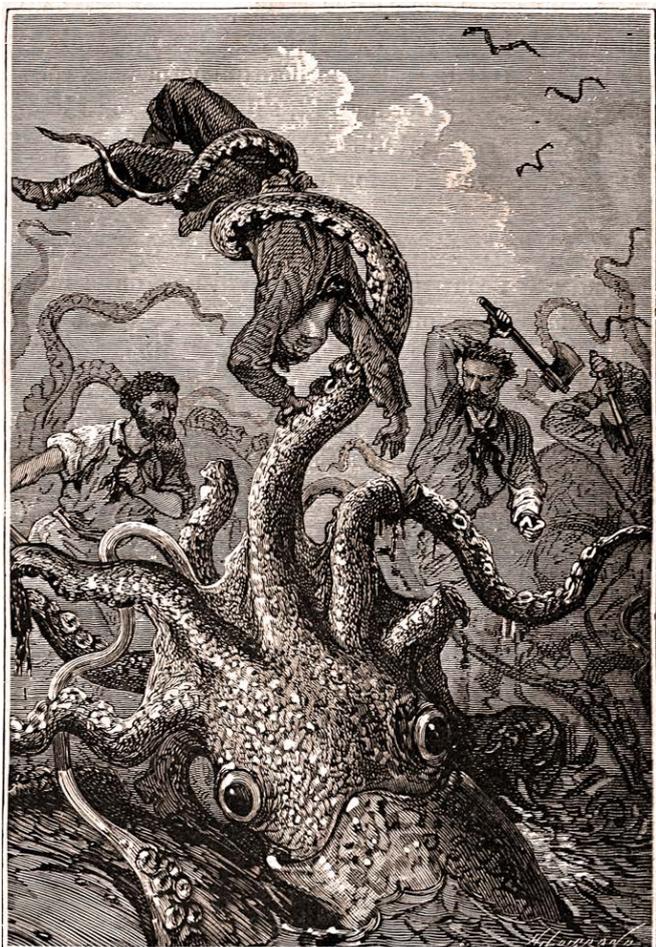
Ich will hier kein Urteil über den Unterhaltungswert der heutigen Erzählungen, wie sie im Fernsehen gezeigt werden, abgeben – sicherlich gibt es bessere und schlechtere. Egal aber, wie sie sind – sie haben unsere Fantasie kastriert, indem sie uns von Erzählenden zu Konsumierenden gemacht haben. Man kann den Geschichten nichts mehr entnehmen und nichts mehr aus ihnen lernen, sondern wird nur noch unterhalten. Und weil dabei die Fantasie abhandengekommen ist, werden nicht nur die Geschichten und die Unterhaltung immer eintöniger, auch Lösungsansätze für Probleme werden es. Sie werden eindimensional und ohne Fantasie entwickelt – auch das, was heute Produktdesign genannt wird, oder die Pseudo-Lösungsansätze in Bezug auf die Klimakrise).

Immerhin ist die Fantasie nicht ganz weg und es gibt immer noch Menschen, die sie haben und pflegen. Ob sie uns dann ihre Geschichten in einem guten Lied oder einem brauchbaren Produkt präsentieren, als literarisches oder künstlerisches Werk oder als wissenschaftliche Arbeit, spielt keine Rolle.

Ziel müsste aber sein, dass wir diese Fähigkeit der Nienetwiler Kultur in der modernen Welt wieder stärken können. Oder

wie mein Vater einst rief: «Lang lebe das Seemannsgarn!»

David Krieger: Der Ausspruch Ihres Vaters ist ein geeignetes Schlusswort für dieses Interview. Ich möchte Ihnen auch im Namen unserer Leserinnen und Leser herzlichst für dieses Interview danken. Es war zugleich lehrreich und unterhaltsam, mit Ihnen zu sprechen, und was sicher deutlich zum Ausdruck gekommen ist, ist der spielerische Charakter von Nienetwil.



Ein Seemansgarn, das Fantasie, Halbwissen und Wissen verband. Eine Illustration aus der Originalausgabe von «Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer» des Autors Jules Verne aus dem Jahr 1870.

Glossar

am 4.5.1862 schrieb, kam es jedoch immer wieder zu Streitereien mit Trappern, Fellhändlern und anderen, die gewaltsam gegen Indigene vorgegangen sind. Goodfellow schlug sich offen auf die Seite der Indianer und erschoss im August 1862 vier Männer, die in der Nähe von Pensaukee auf eine indianische Familie schossen. Um einer Untersuchung, die in dieser Zeit zu seinen Ungunsten ausgegangen wäre, zu entkommen, meldete er sich als Freiwilliger beim Cook County Volunteer Versorgungsregiment. Dank mehrerer hervorragender Verdienste, die mit Orden ausgezeichnet wurden, wurde er 1864 offiziell von aller Schuld freigesprochen und zudem zum «brevet second Lieutenant», jedoch bereits ein Jahr später, kurz vor dem Ende des Bürgerkriegs, zum «2nd Lieutenant».

Aufgrund eines Stipendiums wurde ihm eine Studierlaubnis an der Militärakademie von Washington erteilt. Dort lernte er seinen Mitstudenten William Faith und durch ihn Richter Richter John Fitzgerald Faith kennen. Dieser empfahl ihn Peter Greene, State Marshal von Minnesota, der ihn als Statesheriff einstellte.

Goodfellow machte sich in seiner Laufbahn viele Feinde, weil er sich stets dezidiert für die Indigenen einsetzte. Er empfand, wie er in vielen Briefen schrieb, grosse Zuneigung zu ihnen und sah es als Privileg an, mit vielen von ihnen befreundet zu sein. Durch diese Freundschaften gelang es ihm, in seiner Karriere nicht weniger als einhundert-siebzig Fälle aufzuklären und die Verantwortlichen in Gewahrsam zu nehmen.

Leider konnte er viel Unrecht, das in der Zeit an den Indigenen begangen wurde, weder verhindern noch aufklären, was ihn stets bedrückte.

John «Whitefeather» Goodfellow > NW
1914 bis 1984, war der Enkel von John «Whitecolt» Goodfellow und Vater von Jennifer Marie Watts, der Tochter von Miribal Ciséan.

H

Haus zum Dolder

Das Haus zum Dolder in Beromünster war wä-

Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Kybernetik

Der hier wiedergegebene Text stammt aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. Er ist vermutlich ein Entwurf für einen längeren Artikel, den Nussquammer in den Jahren kurz vor seiner Entscheidung, die Universität zu verlassen und nach Südamerika auszuwandern, verfasst hat.

Gemäss Randnotizen und laut Aussagen in einigen Briefen, die den Text erwähnen, sollte er eine Art Testament oder Zusammenfassung seines wissenschaftlichen Denkens werden. Falls dies die Absicht war, wurde sie nicht erfüllt, da weder der Text fertig geschrieben noch in irgendeiner Form veröffentlicht wurde.

Somit reiht sich diese Schrift ein in eine lange Liste von Fragmenten und unveröffentlichten Manuskripten, die den Hauptteil von Nussquammers Nachlass ausmachen.

Was uns zur Veröffentlichung dieses Textes bewegt, war nicht nur seine Bedeutung für Nussquammers Werk überhaupt, sondern die Tatsache, dass der Text ein Thema aufgreift, mit dem sich Nussquammer in Notizen, die er zu Beginn seines Studiums verfasste und welche wir in dieser Ausgabe der CRN ebenfalls veröffentlichen, befasst, nämlich dem Spiel. Da wir überzeugt sind, dass Nussquammers Werke für das Weiterleben der Nienetwiler Forschung bedeutend sind, fanden wir die Übersetzung, Redaktion und Veröffentlichung dieses Textes in den CRN gerechtfertigt.

Die Anlehnung an Friedrich Nietzsche im Titel ist natürlich beabsichtigt, ebenso die Wahl des Trauerspiels als zentrale Form des künstlerischen Ausdrucks nicht nur für die Griechen der Antike, sondern durch die Geschichte des Westens hindurch. Dennoch werden die Leserin und der Leser sofort merken, dass der Text mit Nietzsche eigentlich nichts zu tun hat. In seiner berühmten Schrift «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik» (1872) verwies Nietzsche bekanntlich auf die tragische Situation der menschlichen Existenz, die darin liegt, dass der Mensch aufgefordert werde, sein

Leben zu bejahen und zu akzeptieren, obwohl er einem sinnlosen und willkürlichen Schicksal ausgeliefert ist. Darin sah Nietzsche den Streit der Urkräfte von Chaos und Ordnung, des Dionysischen und des Apollonischen.

Nussquammer hingegen nimmt diese Ideen in einem vollkommen anderen Zusammenhang auf: Für ihn ist die gegenwärtige historische Situation bestimmt durch die Kybernetik. Kybernetik bedeutet die vollständige Systematisierung und Kontrolle über alle Prozesse, Abläufe, Tätigkeiten und Lebensbereiche.

Wenn vorher die Vernunft das Leitprinzip der menschlichen Existenz war, ist dies nunmehr der Algorithmus.

Die Kybernetik vertritt somit das apollonische Prinzip der Ordnung. Der griechische Gott Apollon offenbart sich uns modernen Menschen in Form des Algorithmus. Nussquammer

war überzeugt, dass im kybernetischen Zeitalter die Roboter alle industrialisierte Arbeit, also alle routinemässigen und geordneten Tätigkeiten, die nach den Gesetzen des Mittels zum Zweck ablaufen, übernehmen werden.

Nicht nur wird der Mensch dadurch von der Arbeit befreit, sondern damit zusammenhängend

von der Notwendigkeit, sein Leben nach dem Diktat von Routinen und Vorgaben richten zu müssen. Dies würde bedeuten, dass nun das dionysische Prinzip, das Prinzip der Ekstase, des Spiels und des Chaos, das menschliche Leben regiert. Nach Nussquammer bedeutet dies, dass der Mensch nicht mehr als Arbeiter, sondern als Künstler sein Leben verbringen kann.

Jahrtausendlang mussten Menschen arbeiten, ausser sie waren reich oder adlig geboren. Die meisten waren «Arbeitstiere» und kannten im Leben nichts anderes als Routine und Zwang. Im kybernetischen Zeitalter fällt die Notwendigkeit von Arbeit nun plötzlich weg und der Mensch muss alle seine Tätigkeiten in kreative, nicht routinierte Formen von Handlung umwandeln.

In der heutigen Welt werden solche Tätigkeiten

Der Mensch muss alle seine Tätigkeiten in kreative, nicht routinierte Formen von Handlung umwandeln.

als Kunst betrachtet und bezeichnet. Die Auffassung von Kunst als pure Kreativität und als etwas Willkürliches und vollkommen Unvorhersehbares entspricht natürlich einem Kunstverständnis, das sich nur in der modernen Welt verbreitet hat. Man spricht in der modernen Welt von Kunst als Selbstzweck, von Kunst für Kunst (*l'art pour l'art*) und nicht von Kreativität zwecks irgendwelchen Nutzens oder Funktion in der Gesellschaft. Wenn die griechische Tragödie nach Nietzsche darin bestand, dass der Mensch vergebens versucht, ein geordnetes Leben zu führen, aber von einem willkürlichen Schicksal immer daran gehindert wurde, besteht das Tragische im kybernetischen Zeitalter darin, kreativ und künstlerisch sein zu müssen, ohne dass man über die Fähigkeiten dazu verfügt. «Der zukünftige Mensch ist verdammt, Künstler zu sein, was er aber nach Jahrtausenden als Arbeitstier nicht kann.» Darin besteht, nach Nussquammer, die Tragödie, die aus dem Geist der Kybernetik geboren wird.

Und dies zeigt auch Nussquammers persönliche Tragödie. Kurz nach dem Verfassen dieses Textes verliess er die Universität, kehrte der Wissenschaft den Rücken und widmete sich dem Tanz. Er könne das apollonische der Wissenschaft nicht mit dem dionysischen Prinzip der Kreativität und Ekstase des Tanzes versöhnen, begründete er diesen Entscheid.

Da die Maschinen voraussichtlich intelligenter als die Menschen werden, bleibe dem Menschen nur noch der Rückzug in das Chaos einer ekstatischen Kreativität. Trotzdem, wie dieser Text bezeugt, kämpfte Nussquammer gegen dieses Schicksal und versuchte in seinem Text doch, die Versöhnung der zwei entgegengesetzten Prinzipien zu beschreiben.

Nietzsche sah die Kunst als Versöhnung der Gegensätze. Dies mag für die Griechen der Fall gewesen sein, aber für den modernen Menschen lassen sich Algorithmus und Ekstase nicht vereinen. Also ging es Nussquammer offenbar um etwas anderes als die Versöhnung von Gegensätzen. Eigentlich müsste man sagen, er versuchte, hinter diese Gegensätze zu denken. Er suchte

rend mehr als 100 Jahren ein Arzthaus. Drei Generationen von Landärzten – Josef Dolder, Edmund Müller-Dolder mit seiner Frau Hedwig und ihr Sohn Edmund Müller jun. – haben in dieser Zeit eine Privatsammlung aufgebaut. Nach dem Tod des letzten Arztes 1976 ging die Sammlung an die «Stiftung Dr. Edmund Müller» über. Seither ist das Haus als Museum für Besucher und Besucherinnen offen. Das Museum veranstaltet zudem jährliche Tagungen zu verschiedenen Themen. www.hauszumdolder.ch

Heidegger, Martin > WP

1889 in Messkirch (D) bis 1976 in Freiburg im Breisgau (D), war ein deutscher Philosoph. Die wichtigsten Ziele Heideggers waren die Kritik der abendländischen Philosophie und die denkerische Grundlegung für ein neues Weltverständnis.

Heraklit von Ephesos > WP

um 520 v.u.Z. bis 460 v.u.Z., war ein griechischer Philosoph.

Hominiden > WP

Die Menschenaffen oder Hominidae, eingedeutscht auch Hominiden, sind eine Familie der Primaten, zu der auch der Mensch gezählt wird.



Schimpanse im Zoo Leipzig.

Homo nienetwilensis > NW

Beim Homo nienetwilensis handelt es sich um

Auswege aus der Feindschaft von Chaos und Ordnung und fand Hinweise in der Nienetwiler Kultur.

Bekanntlich war die Haupttätigkeit des Menschen für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler das, was wir heute unter dem Begriff «sammeln» verstehen. Das Sammeln war nicht vergleichbar mit dem, was wir heute Arbeit nennen, und auch nicht mit dem, was wir heute als Freizeit und Hobbys bezeichnen.

Und schliesslich war das Sammeln auch nicht Kunst, denn für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler gab es Kunst, wie wir sie heute kennen, nicht. Die Nienetwilerinnen und Nienetwiler haben offensichtlich eine originäre Erfahrung des zugleich kreativen und funktionellen Umgangs mit der Welt gelebt.

Nussquammer war überzeugt, dass die Nienetwiler Lebensweise lange vor der Erfahrung einer Spaltung der Welt in entgegengesetzte Kräfte der Ordnung und des Chaos entstand. Er glaubte offensichtlich daran, dass der moderne Mensch aus der Tragik des Kreativseins, ohne es gelernt zu haben, herauskommen könnte, wenn er sich die Nienetwiler Kultur zum Vorbild nehmen würde. Und obwohl er in seinem eigenen Leben die originäre Existenzweise jenseits aller Tragik nicht selbst verwirklichen konnte, glaubte er, dies sei das Ziel für die Zukunft des Menschen.

Der hier wiedergegebene Text wurde redaktionell überarbeitet; Wiederholungen wurden gestrichen, unnötig lange Passagen wurden gekürzt und der Lesbarkeit wegen wurden Zwischentitel eingefügt. Die Herausgeber danken an dieser Stelle dem Museum Nienetwil für die finanzielle Unterstützung und die Erlaubnis, den Arbogast-Nachlass zu konsultieren.

Die Herausgeber

Amot Nussquammer jun.

1. Die Ausgangslage

Man wird sich wundern, warum wohl die Welt als Ergebnis eines Streites zwischen Chaos und Ordnung seit den frühesten Zeiten und in den alten Mythen beschrieben wurde. Offenbar wurde die menschliche Existenz erlebt als Errungenschaft, als Sieg in einem Kampf gegen einen kosmischen Feind. Wann hat der Mensch, der seit Hunderten von Tausenden von Jahren selbstverständlich neben den Tieren in und mit der Natur lebte, plötzlich das Gefühl bekommen, die Natur sei gegen ihn und trachtete nach seinem Leben? Wie immer dieses Gefühl entstanden ist: Die Griechen der Antike erhoben es zur Kunstform, nämlich in Form der Tragödie. Die griechische Tragödie zeigte den Menschen einem willkürlichen und sinnlosen Schicksal ausgeliefert. Angesichts dieses Schicksals könne der Mensch seine Würde nur in einer Art Akzeptanz und Versöhnung erleben. Dieses Erlebnis verdankten die Griechen der Antike laut Nietzsche der Musik, welche zugleich Ekstase und Form sei. Nietzsche sprach vom apollonischen Prinzip der Ordnung und dem dionysischen Prinzip der Ekstase, die sich in der Musik vereinigten. Nur so, laut Nietzsche, könne der Mensch seinem Schicksal Ausdruck verleihen und durch die theatralische Darbietung auf der Bühne sich selbst erkennen und akzeptieren lernen.

Inzwischen hat sich die Welt verändert. Unser Zeitalter könnte das kybernetische Zeitalter genannt werden. Unter Kybernetik versteht man die Automatisierung aller problemlösenden Prozesse, zum Beispiel die Produktion von Gütern oder das Koordinieren von Logistik oder das Instandhalten von Bauten und Strassen oder schliesslich auch die Agrikultur. Es gibt voraussichtlich nichts, das ein Algorithmus nicht kann, vorausgesetzt natürlich, dass die notwendige Hardware und Software sowie Daten vor-

handen sind. Für die Lösung dieser Probleme war vor dem kybernetischen Zeitalter die menschliche Vernunft zuständig. Spätestens seit der Neuzeit lässt sich der Mensch in seinen Handlungen von Vernunft leiten statt von Gott und König. Dies ist nicht nur so in der Technik und Industrie, sondern auch – angeblich – in der Politik, der Wirtschaft und im privaten Leben. Jeder Bürger, jede Bürgerin ist nicht nur verpflichtet, «vernünftig» zu sein, sondern es wird wider jeglichen Beweis behauptet und überall geglaubt, dass die Natur ihn bzw. sie so ausgestattet habe. Wenn nun der Algorithmus an die Stelle der Vernunft tritt, was bleibt dem Menschen übrig?

Offensichtlich bleibt ihm nur noch die Kunst. Kunst ist der Bereich des menschlichen Handelns, der mit Kreativität, dem Nichtgeordneten, dem Dysfunktionalen zu tun hat. Wenn Marcel Duchamp einen gewöhnlichen Gebrauchsgegenstand nimmt – ein Urinal zum Beispiel –, dieses auf den Kopf stellt, mit seinem Namen unterzeichnet und es in einer Kunstgalerie ausstellt, dann hat er nichts anderes getan, als etwas dysfunktional zu machen und somit zur Kunst zu erklären. Und er hat auch etwas getan, mit dem niemand gerechnet hatte, etwas völlig Unerwartetes, Überraschendes, Unvorhersehbares. Dies ist die Freiheit der Kunst: das Unerwartete zu tun und damit Unberechenbarkeit in die Welt der algorithmischen Berechnung einzuführen.

Wie sollten wir uns unsere Zukunft vorstellen? Auf der einen Seite gibt es die Maschinen, die laufend die Welt mit funktionalen Gegenständen füllen, und auf der anderen Seite die Menschen, welche diese Gegenstände laufend dysfunktionalisieren und die Welt mit Kunst füllen. Natürlich besteht die Gegenwartskunst nicht nur aus sogenannten Readymades. Es gibt unzählige Weisen, zu überraschen. Aber im Allgemeinen sieht es so aus, als ob der Streit von Chaos und Ordnung wieder ausgebrochen sei, und zwar ohne irgendwelche Chancen

eine Population der Gattung Homo.
Nähere Erläuterungen siehe **CRN N° 1-2020/1**

J

K

Kapat , Erza > *NW*

Vermutlich 1669 in Pärnu (Estland) bis 1731 in Labguva (seit 1946 Polessk) war ein Skandaj, der sich einen grossen Namen als Handwerker und Denker gemacht hatte. Seine Lederwaren und Sättel waren selbst am Spanischen Hof bekannt. Er war mit dem Sattler Johann Georg Kant, dem Vater des Philosophen **Immanuel Kant**, befreundet.

Kybernetik > *WP*

Kybernetik ist nach ihrem Begründer **Norbert Wiener** die Wissenschaft der Steuerung und Regelung von Maschinen und deren Analogie zur Handlungsweise von lebenden Organismen (aufgrund der Rückkopplung durch Sinnesorgane) und sozialen Organisationen (aufgrund der Rückkopplung durch Kommunikation und Beobachtung). Sie wurde auch mit der Formel «die Kunst des Steuerns» beschrieben.

L

Laozi > *WP*

Auch Laotze oder Lao-Tse, ist ein legendärer chinesischer Philosoph, der im 6. Jahrhundert v.u.Z. gelebt haben soll. Er wird als Begründer des Daoismus (auch Taoismus) genannt und als Autor des Daodejing/Taoteking.

Latour, Bruno > *WP*

1947 in Beaune (F), ist ein Soziologe und Philosoph. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Wissenschafts- und Techniksoziologie. Latour ist, zusammen mit Michel Callon und John Law, einer der Begründer der Akteur-Netzwerk-Theorie. Kerngedanke der Akteur-Netzwerk-Theorie ist, dass die Gesellschaft bzw. Welt netzwerkartig verfasst ist und sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzt.

der Versöhnung. Der moderne Streit zwischen dem Algorithmus und der Kunst lässt sich aber im Gegensatz zu den Griechen der Antike nicht auf die Bühne bringen und durch Musik oder sonst irgendwelche Mittel versöhnen. Im Gegensatz zu dem, was Nietzsche glaubte, scheint es, dass die Lösungen, welche die Griechen der Antike fanden, uns heute und in der Zukunft nichts nutzen.

Nietzsche kam zum Schluss, dass nur der Übermensch fähig wäre, eine würdige Existenz in der modernen Welt zu führen.

Wir dagegen sind der Meinung, dass eine Antwort auf die Fragen der Zukunft nicht von einem Übermenschen, der erst noch kommen wird, zu finden ist, sondern in der Art und Weise, wie Menschen lebten, bevor die Welt sich im Streit der entgegengesetzten Kräfte spaltete.

Ich spreche von Nienetwil, eine sehr alte, ja vielleicht sogar die erste Kultur der Menschheit überhaupt. Die Archäologie und vor allem die Entdeckungen meines Vaters Amot Nussquammer sen. und d'Aciel Arbogast offenbaren eine sonderbare Kultur der frühesten Menschen, eine Kultur, die derart anders war als wie wir heutigen Menschen leben, dass wir kaum Möglichkeiten haben, diese Kultur zu verstehen. Auch das Brauchtum der Skandaj, das anscheinend viel von der ursprünglichen Lebensweise der Nienetwilerinnen und Nienetwiler bewahrt, wird kaum von den Menschen der modernen Kulturen verstanden oder gar wahrgenommen. Trotzdem dürfen wir annehmen, dass Möglichkeiten der menschlichen Existenz in unserer Vergangenheit und auch unter uns verborgen liegen, die uns heute helfen könnten, einen Weg in die Zukunft zu bahnen.

Nienetwil und das Sammeln

Obwohl es umstritten ist, deuten die archäologischen Befunde zusammen mit Hinweisen von vergangenen und sogar gegenwärtigen

Völkern wie den von Arbogast erforschten Skandaj, welche unter dem Titel «Nienetwil» geordnet sind, auf eine Lebensart der frühen Menschen, die nicht als Konflikt oder Antagonismus der Natur gegenüber bezeichnet werden kann.

Die Nienetwilerinnen und Nienetwiler betrachteten sich nicht als verschieden von der Natur. Folglich kannten sie den Begriff von «Natur» nicht. Sie betrachteten alle Dinge, Tiere und Pflanzen als Partner oder zumindest potenzielle Partner in der Tätigkeit des Sammelns.

Das, was der Mensch in der Welt tut, war als «Sammeln» bezeichnet. Auch wenn die

Nach dem Nienetwiler Verständnis haben alle Wesen die Fähigkeit, sich in einer Sammlung zu verbinden.

Menschen besondere Wesen waren, waren es nicht nur die Menschen, die sammelten, sondern alle Wesen waren darauf gerichtet, Verbindungen mit allen anderen Wesen einzugehen.

Für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler war es nicht nur der Mensch, der die Fähigkeit hatte, in der Welt zu agieren und somit als einziger Akteur in der Welt einer widerspenstigen Natur entgegenstand. Nach ihrem Verständnis hatten und haben vielmehr alle Wesen die Fähigkeit, sich in mannigfacher Art und Weise mit anderen Wesen zu verbinden. Solche Verbindungen, wenn sie sich stabilisierten und dazu beitrugen, etwas Neues hervorzubringen, wurden «Sammlungen» genannt. Nicht alles war eine Sammlung, sondern es brauchte so etwas wie eine «Gelegenheit», damit gewisse Dinge mit gewissen anderen Dingen oder mit Menschen oder Tieren besondere Beziehungen eingingen.

Es ist natürlich unbestreitbar, dass bei der Wahrnehmung dieser Gelegenheiten die Menschen eine wichtige Rolle spielten. Menschen, die gut sammeln konnten, wurden «Fürsprecher» genannt, denn sie «sprachen» für die Dinge. Sie sprachen in der «Versammlung» für die Dinge, sei es ein Stück Holz oder ein Stein oder ein Tier oder

sonst etwas, das nunmehr mit den Menschen zusammen eine «Sammlung» bilden sollte. Schon die Betonung des «Sprechens» ist aber irreführend. Denn die Versammlung war nicht ein «Parlament», das heisst eine Gelegenheit und ein Ort, wo Menschen hauptsächlich miteinander redeten.

Eigentlich war die Sprache für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler im Gegensatz zu den Griechen nicht das Auszeichnende am Menschen. Sprache, die ja erst spät in der Menschheitsentwicklung entstand, war zweitrangig. Es ging vielmehr um eine Art des Handelns, in dem Menschen und Dinge und Tiere alle zusammen in einem Spiel aufgingen, in einer besonderen Interaktion, woran alle gleichberechtigt beteiligt waren und dessen Ergebnis nicht vorhergesagt werden konnte.

In der Nienetwiler Gesellschaft ist es dieses Spielen – oder das spielende Sammeln –, das den Menschen auszeichnete, weil es immer um das Hervorbringen oder In-Erscheinung-treten-Lassen von etwas, das nicht schon da war, ging. Was in der Versammlung stattfand, waren «Verhandlungen» – das Wort Spiel kannten die Nienetwiler nicht. Die Verhandlungen waren viel mehr ein Zeigen, ein Darstellen als ein Sagen, das nur in der Sprache stattfand. Es geschah aus dem Spiel der Verhandlungen heraus, dass verschiedene Wesen sich in eine Sammlung einfügen konnten.

Dies nannten die Nienetwiler «Handwerk», was für sie so etwas wie «die sammelnde Handlung» oder auch «die Hand, die sammelt» bezeichnete und nicht das, was heute unter dem Begriff des Handwerks als Manufaktur verstanden wird. Die Hauptsache lag darin, dass es nicht um das Reden über etwas ging, sondern um das Handeln der Hand im spielenden Zeigen von dem, was im Spiel der Dinge miteinander zum Vorschein kommen könnte.

Alle sogenannten Artefakte – seien es Werkzeuge oder Einrichtungen zum Wohnen oder Kleider oder Essbares – waren solche

Bruno Latour versteht im Kontext seiner Akteur-Netzwerk-Theorie auch Dinge als interaktive Akteure, die zusammen mit menschlichen Akteuren in netzwerkartigen Handlungszusammenhängen agieren.



Bruno Latour, 2014.

M

Maslow, Abraham > WP

1908 in Brooklyn, New York City; bis 1970 in Menlo Park, Kalifornien, war ein US-amerikanischer Psychologe. Er gilt als ein Begründer der Humanisti-



Abraham Maslow, 1940er-Jahre.

schen Psychologie.

Maslow postuliert, dass jeder Mensch grundsätzlich eine wesentliche, biologisch begründete

Sammlungen, wodurch die Dinge selbst durch das, was sie im Spiel des Sammelns von sich zeigten, erst zu dem wurden, was sie waren.

Genau dies war es, was die Fürsprecher durch das Zeigen zum Ausdruck bringen mussten. Sie mussten zeigen und somit allen verständlich machen, was ein Ding tun könnte, um mit den Menschen zusammen eine Sammlung zu bilden.

Damit war das Leben des Menschen nicht durch Vernunft oder gar durch den Willen oder Emotionen geleitet, sondern durch das, was die Nienetwilerinnen und Nienetwiler als «praktische Interaktion» oder als Ko-Operation des Verhandeln verstanden.

Diese ursprüngliche Form der Kommunikation, das heisst das Hin und Her zwischen Menschen und Dingen in spielerischer Interaktion, wurde übersehen und verkürzt, wenn die Griechen der Antike das den Menschen Auszeichnende ausschliesslich in der Sprache, dem *logos*, sahen.

Nach Aristoteles ist der Mensch das Tier, das die Sprache hat. Die Sprache und damit die Vernunft wurde zum Wesentlichen des Menschen und das spielende Sammeln wurde vergessen oder zu etwas Unwesentlichem degradiert.

Und doch liegt noch ein Echo der ursprünglichen Bedeutung des Sammelns im Wort *logos*, griechisch *legein*, das mit dem deutschen Wort «lesen» verwandt ist und worin die Bedeutungen des Auflesens und Auslesens noch auf das ursprüngliche Sammeln hindeuten.

Im weiteren Verlauf der Geschichte der westlichen Kultur wurde diese ursprüngliche Bedeutung des Logos von der Idee der Vernunft, lateinisch *ratio*, verdeckt und entsprechend das Spielen zur minderwertigen Tätigkeit gegenüber den «ernsten» Tätigkeiten der Politik, der Wissenschaft und des Handels.

Da alle Wesen gleichberechtigt an der Versammlung teilnehmen konnten, verstanden

die Nienetwilerinnen und Nienetwiler die Welt als grosses, alles umfassendes Spiel des Sammelns. Für sie war (und ist) die Welt nicht die Wirkung einer Ursache, wie dies später in den meisten Religionen dargestellt ist.

Die Nienetwiler verstehen die Welt als allumfassendes Spiel des Sammelns.

Die Welt ist nicht aus dem schöpferischen Handeln eines Gottes entstanden, der gleichsam als erste und grösste Ursache funktioniert. Ebenso wenig verstanden die Nienetwiler das Handeln des Menschen als Ursache von Artefakten aller Art.

Hätte man sie gefragt, woher die Dinge kommen, dann könnte man sich vorstellen, dass die Nienetwilerinnen und Nienetwiler nicht auf die Idee kamen, eine Ursache zu suchen oder das Handeln von irgendetwas Besonderem zu betonen. Ganz im Gegensatz zur modernen Wissenschaft, wo alles eine Ursache hat und dem Wirken einer Ursache sein Entstehen verdankt, entstanden alle Dinge und die Menschen auch aus der Interaktion aller Wesen in einer Art ungezwungenem Spiel.

Daher lag es den Nienetwilern fern, sich Ordnung als Wirkung einer Ursache bzw. als Errungenschaft eines Kampfes gegen Chaos vorzustellen. Die Nienetwilerinnen und Nienetwiler machten keinen Unterschied zwischen Gott und Welt, Chaos und Ordnung, Gut und Böse. Diese und ähnliche binären Unterscheidungen, die benutzt werden, um die Welt im Laufe der Geschichte zu erklären, waren den Nienetwilern fremd.

Die Folge war, dass nichts ausgeschlossen wurde, denn alles, was sich in irgendeiner Art und Weise sich zeigte, hatte offensichtlich «etwas zu sagen» oder «eine Rolle zu spielen». Alles könnte auf seine je eigene Art und Weise «mitspielen». Dass alle Wesen an Sammlungen teilnehmen «wollten», war für die Nienetwiler selbstverständlich, denn erst im und durch das Spiel der Verbindungen im Sammeln konnten sie zu dem

werden, was sie waren.

Es wäre vollkommen unvorstellbar, dass irgendein Wesen völlig unabhängig, allein, ohne Verbindungen zu anderen Wesen existieren könnte. Denn für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler bedeutete Existenz das Gleiche wie Verbundenheit oder Aufeinander-angewiesen-Sein. Folglich hatten sie nicht die Idee, dass Menschen «Individuen» im modernen Sinn des Wortes sein könnten.

Die Tragödie des modernen Menschen liegt darin, dass er im Grunde seines Wesens ein isoliertes Individuum ist. Jede Sinnggebung in seinem Leben muss aus ihm selbst kommen. Oder wie Nietzsche es zum Ausdruck brachte: Gott ist tot. Und der Übermensch, den Nietzsche preiste, war derjenige, der sein Schicksal selber bestimmte.

Wenn im kybernetischen Zeitalter die Sinnfrage nicht dadurch automatisch beantwortet wird, dass der Mensch arbeiten muss, dann fällt der Mensch in die Sinnlosigkeit. Die Sinnlosigkeit ergibt sich daraus, dass das Individuum keine Vorgaben, Routinen, Normen und Verpflichtungen mehr hat, die es erfüllen muss, sondern auf sich selbst gestellt ist bei der Gestaltung seines Lebens.

Dass dieses Leben nichts mit Spielen zu tun haben kann, ist selbstverständlich, da das Spielen nie allein durchgeführt werden kann und grundsätzlich vom Aufeinander-angewiesen-Sein jedes Wesens her stammt. Nietzsche sprach in diesem Zusammenhang von Nihilismus und vom Übermenschen. Die Tragödie, die aus dem Geist der Kybernetik erwächst, ist der vergebliche Versuch des normalen Menschen, ein Übermensch zu werden, und dass er für sich allein sein eigenes Spiel erfindet und somit in nichts Höherem aufgehen kann. Der Übermensch ist der Mensch, der frei von jeder Verbindung lebt und auf nichts angewiesen ist ausser sich selbst.

Dies ist ein Streben nach einer Freiheit, die den Nienetwilern vollkommen fremd wäre.

innere Natur besitzt. Diese innere Natur ist bis zu einem gewissen Grad «natürlich», gegeben und nur bis zu einem gewissen Grad veränderlich. Sie ist ein Gattungskriterium und nicht an sich gut oder böse. Die innere Natur, die gut oder eher neutral als schlecht ist, sollte gefördert werden anstatt unterdrückt. In einer Gesellschaft kann es zu einer Unterdrückung der inneren Natur des Menschen kommen, mit erheblichen Folgen; wird dieser wichtige Kern der Person verneint, kann dies zu Krankheit führen, weswegen Maslow dazu rät, dass Menschen ihre innere Natur wahrnehmen und frei ausleben können sollten.

Mikum, Annuel > NW

Ca. 1760 bis 1841 (begraben in Ruen – Bulgarien).



Porträt des Annuel Mikum. Urheber unbekannt. Nach Rochlitz' muss die Skizze 1794 in Weimar entstanden sein.

Wie fast alle Skandaj war Mikum auf der ganzen Welt unterwegs. Ab den 1780er-Jahren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zog er mit seiner *gala* (Alaju für «alle, die um das Feuer sitzen», Familie) hauptsächlich zwischen Dresden und Den Haag und handelte dabei hauptsächlich mit Stoffen und Perlen. Er war in vielen Gastbetrieben bekannt für seine Geschichten und Lieder, die er dort vortrug.

Denn frei kann nur derjenige sein, der viele Optionen und Möglichkeiten hat, die aus den fast unendlichen Verbindungen kommen, welche alle Wesen miteinander eingehen können. Nach Auffassung der Nietenwiler sind alle Wesen aufeinander angewiesen.

Die verschiedenen Formen dieses Aufeinander-angewiesenseins sind aber unendlich, unbekannt und offen. Sie werden jeweils in den Verhandlungen ausgehandelt. Daraus entsteht eine Sammlung, das heisst ein relativ stabiles Netzwerk von Verbindungen – zum Beispiel wird ein Stück Holz zum Teil eines Zaunes oder zur Stütze eines Daches oder zu einem Werkzeug, um die Erde zu bearbeiten. Es kann alle diese Dinge und vieles mehr werden, je zu seiner Zeit und in seiner eigenen Art und Weise. Ein Stück Holz kann unzählige Verbindungen zusammen mit anderen Dingen wie Stein oder Metall oder was immer eingehen.

Dabei ergeben sich aus den Verhandlungen Erwartungen, Normen und Verpflichtungen. In einer Sammlung hat jede und jeder eine Rolle zu spielen. Kein Spiel ist pure Beliebigkeit und Willkür. Die Welt besteht somit nicht aus Entscheidungen irgendwelcher angeblich souveräner Wesen – ob Gott, König oder freies Individuum – und auch nicht aus den Wirkungen irgendwelcher Ursachen, sondern aus endlosen und immer neu aushandelbaren Netzen von Verbindungen.

Von Systemen und Netzwerken

Die Kybernetik ordnet die Welt in Systeme. Für die Kybernetik gibt es nur Systeme. Ein System ist eine besondere Art von Sammlung, die darauf ausgerichtet ist, stabil und berechenbar zu sein. Die Kybernetik berechnet alle Interaktionen der verschiedenen Elemente eines Systems und gemäss diesen Berechnungen steuert sie das System auf ein bestimmtes Ziel hin. Der Begriff Kybernetik stammt vom griechischen

Kybernetik ordnet die Welt in Systeme.

Wort *kybernetes*, (Steuermann). Die berechnende Vernunft in Form des Algorithmus steuert das System wie ein Schiff auf dem Meer, damit vorgegebene Ziele erreicht werden. Nur so können komplexe Prozesse zuverlässig ausgeführt und Ergebnisse garantiert werden. Das Entscheidende bei Systemen ist das Ziel, der Output des Systems. Alles im System wird gesteuert, damit ein bestimmtes Ziel erreicht wird.

Woher kommt es, dass das Ziel alles bestimmt? Es kommt von daher, dass die Griechen der Antike die unzähligen verschiedenen Arten von Aufeinander-angewiesensein, welche Menschen, Tiere, Pflanzen und alle anderen Dinge miteinander verbinden, auf nur vier sogenannte «Ursachen» reduzierten. Es gab zuerst das Material, der Stoff, woraus etwas besteht. Dies ist die Stoff-Ursache. Zweitens gab es jemanden, der aus dem Stoff etwas machte. Dies ist nach Aristoteles die Wirk-Ursache. Drittens gab es die Idee des Dinges, das, was das Ding in seinem Aussehen entsprechen sollte. Dies ist die Form-Ursache. Und schliesslich gab es den Zweck, das Ziel, welches das Ding erfüllen soll. Dies ist die End-Ursache.

Der weitere Verlauf der Geschichte der westlichen Kultur reduzierte diese vier Formen des Aufeinander-angewiesenseins noch mehr. Bekanntlich gab es für die Naturwissenschaften der Neuzeit nur noch die Wirk-Ursache.

Die Welt war durch und durch «mechanistisch», wie ein grosses Uhrwerk oder wie Billardkugeln, die aufeinanderstossen und somit die Welt bewegen. Dies wurde «deterministische Kausalität» genannt und dominierte das sogenannte «wissenschaftliche» Weltbild, bis die Kybernetik kam.

Mit der Kybernetik gelten nicht mehr die Wirk-Ursachen als die wichtigste Art und Weise, wie Dinge gesammelt werden, sondern es gilt nur noch die End-Ursache,

das heisst der Output des Systems. Egal welche Prozesse in welchen Materialien gesteuert werden – es geht dem Algorithmus nur darum, ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Die Kybernetik kennt nur eine Art und Weise des Aufeinander-angewiesen-Seins, nämlich die «Funktionalität». Funktionalität besagt, dass alles eine Funktion haben muss, um überhaupt zu existieren. Wenn alles eine Funktion hat, dann deswegen, weil alles auf das Erreichen eines bestimmten Ziels ausgerichtet ist. Das Ziel ist gegeben und Menschen und Dinge werden so zusammengebracht und miteinander verbunden, damit das Ziel erreicht wird.

Die Materie spielt keine Rolle, denn solange ein Ding eine Funktion erfüllen kann, ist es unwichtig, aus welchem Stoff es besteht. Ebenso unwichtig sind die Wirk-Ursachen, denn das System ist grösser als die Summe der Teile und agiert als Ganzes. Entweder funktioniert das System oder nicht. Nur das System als Ganzes tut etwas oder «operiert». Systeme, die nicht funktionieren, verschwinden einfach. Es ist auch egal, wie das System aussieht. Was die Griechen die Idee nannten, die Form-Ursache eines Dinges, spielt keine Rolle, solange das System die vorgegebenen Ziele erreicht. Wenn ein System zum Beispiel das Ziel hat, Wasser zu pumpen, kann es so aussehen, wie es will, aus jedem nur erdenklichen Stoff bestehen und von beliebiger Energie getrieben werden, solange Wasser gepumpt wird. Nur die End-Ursache, das Ziel verbindet alle Elemente des Systems und bleibt als allein gültige Form des Aufeinander-angewiesen-Seins. Es ist das Ziel, dass alles im System so zusammengebracht wird, dass es dadurch erreicht wird.

Wenn nun alle Tätigkeiten von der Kybernetik so organisiert sind, dass nur das Erreichen von vorgegebenen Zielen alle Beziehungen zwischen Menschen und Dingen bestimmt, bleibt kein Platz für Zufall, für das Unberechenbare oder für Kreativität

Johann Friedrich Rochlitz (deutscher Schriftsteller und Komponist, 1769–1842) beschrieb in einem Brief, dass Mikum im «Gasthof zum weissen Schwan» in Weimar heftig mit Schiller und Goethe aneinandergeraten sei. Nach einer Weile hätten sie «... sich in arger Weise betrunken und lauthalse philosophiert und gepöbelt!».

N

Nedal, Ekio > *NW*

Ekio Nedal (ca. 510 bis 440 v.u.Z.) Es ist, wie oft bei Skandaj, nicht bekannt, wo er geboren wurde. Bekannt ist, dass er zwischen 490 und 470 v.u.Z. verschiedentlich in Athen war und sich dort offensichtlich als eine Art Lehrer betätigte.

Neumann, John von > *WP*

1903 in Budapest, Österreich-Ungarn, als János Lajos Neumann, bis 1957 in Washington, D.C., Vereinigte Staaten, war ein ungarisch-US-amerikanischer Mathematiker. Er leistete bedeutende Beiträge zur mathematischen Logik, Funktionalanalysis, Quantenmechanik und Spieltheorie. Er gilt als einer der Väter der Informatik.

Nietzsche, Friedrich Wilhelm > *WP*

1844 bis 1900 in Weimar, war ein deutscher klassischer Philologe und Philosoph. Nietzsche, der im Nebenwerk auch Dichtungen und musikalische Kompositionen schuf, sprengte mit seinem eigenwilligen Stil bis dahin gängige Muster und liess sich kaum einer klassischen Disziplin zuordnen.

Das Begriffspaar «apollinisch-dionysisch» fand erst durch Nietzsches Eingang in die Philosophie der Kunst. Mit den Namen der griechischen Götter Apollon und Dionysos bezeichnet Nietzsche in seiner frühen Schrift «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik» zwei gegensätzliche Prinzipien der Ästhetik. Apollinisch ist demnach der Traum, der schöne Schein, das Helle, die Vision, die Erhabenheit; dionysisch ist der Rausch, die grausame Enthemmung, das Ausbrechen einer dunklen Urkraft. In der attischen Tragödie ist Nietzsche zufolge die Vereinigung dieser Kräfte

mehr. Wenn in der Zukunft die Roboter die Arbeit ausführen und Menschen nicht mehr in Arbeitsprozesse, das heisst in Systeme eingebunden werden, finden sie sich in eine Welt entlassen, die vom Zufall bestimmt wird – also dem, was die Griechen der Antike als ein willkürliches und demnach tragisches Schicksal betrachteten.

Die Nienetwilerinnen und Nienetwiler dagegen hatten weder ein Wort für Zufall noch für Schicksal. Was immer passierte, mag unvorhersehbar gewesen sein, aber deswegen nicht willkürlich oder zufällig, und gar nicht als Angriff des Chaos auf die Ordnung zu deuten.

Daraus folgt aber nicht, dass für die Nienetwiler im nezeitlichen Sinne des Wortes alles «determiniert» wäre.

Wie kann man sagen, dass die Ergebnisse eines Spiels «determiniert» sind? Für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler gab es keinen Gegensatz zwischen Freiheit und Determinismus, denn die unzähligen Formen des Aufeinander-angewiesen-Seins der Dinge und die Unvorhersehbarkeit der Ergebnisse des Sammelns liessen keinen Platz für einen Freiheitsbegriff, der nur im Gegensatz zu Determinismus Sinn ergab. Die Frage für die Nienetwiler war immer: Was für mögliche Verbindungen zeigen sich durch das Spiel des Sammelns? Welche Sammlungen könnten sich ergeben? In welchen Formen sind die verschiedenen Dinge und Ereignisse aufeinander angewiesen? Wie könnten diese Verbindungen im Spiel des Sammelns in Erscheinung treten?

Wenn man nun die uralte Nienetwiler Lebensweise ernst nimmt, führt dies zur Frage: Was hat Nienetwil für uns heute zu bedeuten? Die Antwort liegt auf der Hand. Nur dann, wenn die Menschen sich auf ihre ursprüngliche Beziehung zur Welt zurückbesinnen und sich auf die uralte Nienetwiler Existenzweise einlassen, könnte die Tragödie des modernen Menschen überwunden werden. Dies bedeutet aber, dass wo immer Systeme sind, daraus Netzwerke entstehen soll-

ten. Wo immer die Kybernetik das Erreichen vorgegebener Ziele zum Mass aller Dinge machen will, sollen die geschlossenen Systeme geöffnet und ganz andere Arten des Aufeinander-angewiesen-Seins als die blosse Funktionalität zugelassen werden.

Dies bedeutet, dass die Systeme wieder zu Sammlungen werden. Wir könnten das Nienetwiler Wort «Sammlung» durch das moderne Wort «Netzwerk» übersetzen, denn im Gegensatz zu Systemen sind Netzwerke offen in Bezug darauf, wer oder was daran teilnimmt und wie und wozu. Netzwerke sind flexibel in Bezug darauf, welche Ziele sie verfolgen oder Zwecke sie erfüllen. Sie können viele verschiedene Zwecke gleichzeitig erfüllen. Dies ist so, weil sie verschiedene Formen des Aufeinander-angewiesen-Seins aller Beteiligten zulassen und diese nicht auf nur wenige oder gar auf nur eine sogenannte «Ursache» reduzieren.

Wenn Systeme zu Netzwerken werden, verliert die Kybernetik ihre Macht bzw. sie wird aufgenommen in eine Art Spiel, in das Prinzip des Sammelns. Das Sammeln, das für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler alle Formen des Lebens ordnete – und zwar nicht, weil es gegen eine kosmische Kraft des Chaos kämpft! –, kommt wieder zum Tragen und bestimmt die Zukunft, wie es einmal die Vergangenheit bestimmt hat. Dies soll unsere Hoffnung sein!

Glossar

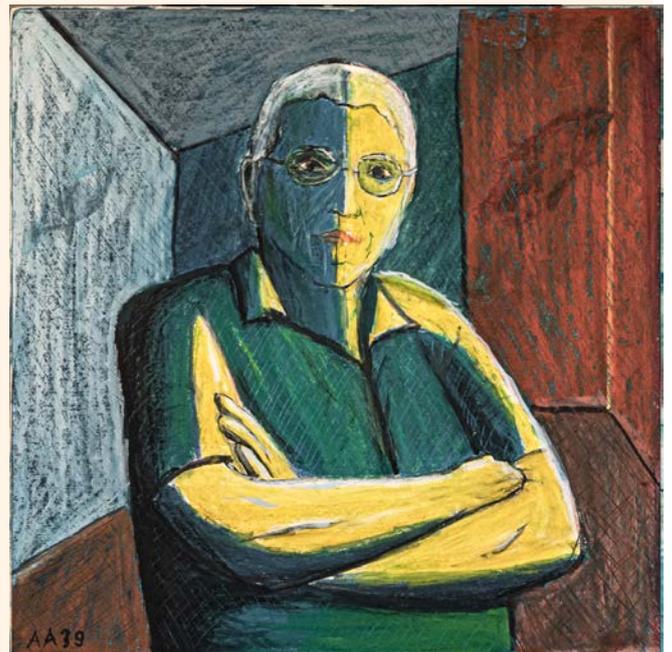
gelingen. Das «Ur-Eine» offenbare sich dem Dichter dabei in der Form von dionysischer Musik und werde mittels apollinischer Träume in Bilder umgesetzt. Auf der Bühne sei die Tragödie durch den Chor geboren, der dem Dionysischen Raum gibt. Als apollinisches Element komme der Dialog im Vordergrund und der tragische Held hinzu.

Nussquammer Amot sen. > *NW*

1860 in (unbekannt) bis 1952 in Chicago, war ein Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er war von 1892 bis 1920 mit Amalie Soppenweiler und von 1940 bis an sein Lebensende mit Miribal Ciséan verheiratet und der Vater von Amot Nussquammer jun.

Zusammen mit d'Aciel Arbogast I. begründete er die Nienetwiler Forschung. Nussquammer ist vor allem durch seine Beiträge zur Erforschung und Interpretation der Nienetwiler Kultur bekannt, die in den ersten «Cahiers de recherches de Nienetwil» (1920–1932? – sie haben wohl leider die Zerstörungen des 1. und 2. Weltkriegs nicht überlebt) bezeugt sind.

> Zu seinem Leben siehe CRN N° 1-2020/1



Porträt des Amot Nussquammer sen., gemalt von d'Aciel Arbogast I. 1939 in Paris.

Alaju

Die Wörter *kuku*, *toho* und *musei*

kuku

Bedeutung

Spiel; kukut = spielen

In der Nienetwiler Kultur gab und gibt es, wie in anderen Kulturen auch, Dutzende, ja Hunderte Spiele. Doch sie wurden nicht «Spiel» genannt. Dass Kinder spielen, hat nichts damit zu tun, dass sie Unterhaltung möchten – die tragische Straftat, Kinder mit etwas zu unterhalten, haben die Menschen der modernen Zeit erfunden –, sondern aus einem ganz anderen Grund: Das Gehirn des Kindes ist am Anfang noch am Lernen und kann, zumindest nach unseren Massstäben, nur schlecht zwischen dem unterscheiden, was in seiner Vorstellung geschieht und was in dem vorgeht, was wir Wirklichkeit nennen.

Dass das Kind mit zunehmendem Alter mehr und mehr mit konkreten Fragestellungen konfrontiert wird, führt dazu, dass es verschiedene Aspekte dessen, was in ihm vorgeht, hinterfragen muss oder einfach beiseitelegt, weil es ihm beim Lösen eines Problems wenig oder gar nicht hilfreich ist. Das führt dazu, dass sich auch die Art des Spiels ändert. Lernspiele, sportliche oder musikalische Spiele, Wettkampf und Ähnliches treten an die Stelle des Versunkenseins in einer inneren Welt.

Das Spiel, das in den westlichen Kulturen und unter deren Einfluss auch bei anderen als «eine Tätigkeitsform, die zum Vergnügen, zur Entspannung, allein aus Freude an ihrer Ausübung, aber auch als Beruf ausgeführt werden kann», verstanden wird, grenzt sich so ab von einem Mit-sich-und-der-Welt-Sein. Es ist eine Tätigkeit geworden und ging als Zustand verloren. Ganz anders verhält es sich in der Nienetwiler Kultur, und das ist noch heute deutlich bei vielen Skandaj zu beobachten. Das Wort *kuku* drückt daher nicht eine Tätigkeit aus, sondern einen Zustand des Einsseins mit allem, des Vernetztseins mit allem und des Sammelns (*gadho*).

Trivia

Bei den Skandaj gibt es das Sprichwort: «*matu·akukut·matra·hen,ta·aieh·hen·matu; eta·hen·matu·aiehba·akukut:*». Das bedeutet in etwa: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»

Dieses Sprichwort übernahm der deutsche Dichter Friedrich Schiller 1792 von dem Skandaj Annel Mikum, der damals oft in Weimar zu Gast war und der als sinniger Denker und guter Trinker in mehreren Tagebüchern und Briefen der damaligen Zeit Erwähnung fand. In einem Fragment der ersten Fassung seiner Publikation «Über die ästhetische Erziehung des Menschen» dankt Schiller einem An.Mi. mit einem kurzen «Dank dem Worthe An.Mi.».

Verzeichnisnummer

AL0269

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm **kh-* (spüren) + **ku-* = erforschen, erfahren. Vgl. Bantusprachen: *kucheza*

Ch'apis

ᠠᠯᠠᠵᠤ

toho

Bedeutung

Chaos, etwas, das im Fluss ist und noch nicht seine endgültige Form angenommen hat (z. B. Lava)

Das Chaos, im Sinne von Materie (*ma*), die noch nicht ihre Bestimmung gefunden hat oder noch keinen Vermittler fand, ist eines der grossen Abenteuer in der Nienetwiler Kultur. Wo die einen eine reformatorische Aufgeräumtheit bevorzugen, wird in der Nienetwiler Kultur die inspirierende

Kraft des Chaos geradezu verehrt. Nicht dass nicht eine gewisse Ordnung bei den Werkzeugen Platz hätte, aber zu ordentlich darf es nicht sein. Wie viele neue Techniken konnten entdeckt werden, weil der eigentlich gesuchte Stechbeitel gerade nicht aufzufinden war und stattdessen ein anderes Werkzeug genutzt wurde?

Der Nierentisch, sicherlich keine Design-Glanzleistung, war nichts anderes als der Abschnitt des eigentlich verwendeten Sperrholzrandes, der als Randabdeckung für ein kleines Balkon-Gemüsebeet Verwendung gefunden hatte. Das gerundete Brett stand einfach im Durcheinander all des Holzes in Horgis Werkstatt herum. Drei Beine eingezapft, türkis gestrichen: Fertig! Auch das Chaos der Gedanken wird als inspirierend – und nicht wie im modernen Westen heute üblich als ermüdend oder auslaugend – betrachtet. Es dient der Meditation auf *be*¹, die Möglichkeiten.

Trivia

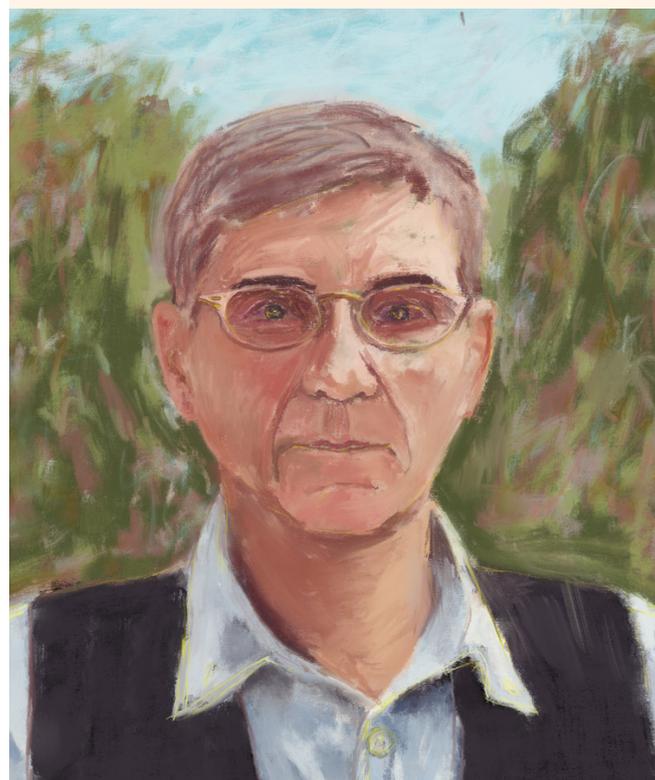
Es war der grosse und bekannte Skandaj-Denker und -Handwerker **Erza Kapat**, ein Lederer und Sattler, wie es vor ihm nur wenige gab, der, als er vor seine das Handwerk von ihm Erlernenden trat und seinen Werk-tisch betrachtete, folgende Worte sprach: *«So·emune·den·skandi:elet·den·mabe·hen·ma; ul·zima; eta·eskandi·od·den·he·toho:»*

Dieser Ausspruch ist inzwischen weltweit bekannt, denn: Es ist längst kein Geheimnis mehr, dass **Immanuel Kant** seinen Vater, der ebenfalls Sattler war und aus einer alten lettischen Familie stammte, auf einer Reise an das Kurische Haff nach Labiau (heute Polessk) begleitete, um bei Erza einen ganz besonderen Lederschnitt zu erlernen. Der grosse bärtige Sattler mit seinem fremdländischen Aussehen muss ihn beeindruckt haben und ebenso seine Sprache, die, wenn er sie ab und zu sprach, von sei-

¹ *be* > siehe CRN N° 2-2021/1 oder www.wiki.nienet-wil.ch/wiki/Be

Nussquammer Amot jun. > NW

Amot Xavier Martinez Ignacio Nussquammer, 4. Januar 1941 in Chicago bis 2011 in Buenos Aires, war ein Religionswissenschaftler und Samba-Lehrer. Er ist der Sohn von Amot Nussquammer sen. und Miribal Ciséan sowie der Bruder von Jennifer Martine Watts. Er studierte in Chicago bei Mircea Eliade Religionswissenschaften. Nach dem Tod seiner Mutter 1981 wanderte er mit seiner Frau Deisiane Shayene Faria Nussquammer nach Argentinien und später nach Brasilien aus, wo das Paar bis zu Nussquammers Tod 2011 zusammen eine Samba-Schule führte.



Porträt des Amot Nussquammer jun., gemalt von d'Acíel Arbogast II. Das Bild entstand 1988, als er Amot jun. in Argentinien besuchte. Acíel war zu diesem Zeitpunkt 20 Jahre alt, Amot 47.

O

Ojibwe > WP

Eine indigene Nation im heutigen Südkanada, im nördlichen Mittleren Westen der Vereinigten Staaten und in den Northern Plains. Die in den

Alaju

Die Wörter *kuku*, *toho*, *musei*

nem Gehilfen für die Anwesenden übersetzt wurde. Manuel war erst zwölf Jahre alt und es dürften wohl auch die rätselhaften und zutiefst philosophischen Erklärungen Erzas zu den Handgriffen und dem Handwerk an und für sich gewesen sein, seine Sprache, die ihm in Königsberg auf den Märkten ab und zu begegnet war und die er nicht einzuordnen wusste, und Erzas Erscheinung, dass er sich mit den Sprachen und der Philosophie beschäftigen wollte.

In seiner «**Vorrede der Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels**», die er 1755 verfasste, flocht er jedenfalls diesen Satz geschickt ein, als wäre es eine Floskel, und doch birgt sie so viel von Erzas Weisheit.

Er schrieb: «**Nunmehr mache ich getrost die Anwendung auf mein gegenwärtiges Unterfangen. Ich nehme die Materie aller Welt in einer allgemeinen Zerstreung an und mache aus derselben ein vollkommenes Chaos.**»

Verzeichnisnummer

AL0165

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm **h-* = Leere, und **to-* = ohne Bestimmung sein

Ch'apis

||6X6

musei

Bedeutung

Zustand/Wissen des Verbundenseins, ein Spiel, um Wissen zu erlangen und/oder zu vermehren

Die obgenannte Bedeutung des Wortes ist höchst unzulänglich, da ungenau. Es gibt jedoch keine genauere Bedeutungsangabe, da das Wort nicht in primitive Sprachen wie Deutsch oder Englisch übersetz-

bar ist. *musei* bedeutet im Alaju einen Zustand, der sich aus dem Wissen der Verbundenheit mit allem bzw. dem Wissen, dass alles miteinander zusammenhängt, ergibt. Im engeren Sinne bedeutet er auch einen rauschhaften Tanz, der diese Verbundenheit und das Wissen darum feiert.

In der Nienetwiler Gesellschaft tanzt man oft gemeinsam, bevor man Wissen austauscht und darüber diskutiert. Mit dem Tanz widmet man sich quasi dem Zustand der Verbundenheit und kann sich so auch über verschiedene Meinungen zu einem Thema bewusst werden. Das bedeutet in der Diskussion, dass nicht erst ein anderer Standpunkt überwunden werden muss, sondern dass gleich mit dem Spiel der Verbindung (Information/Wissen austauschen) begonnen werden konnte.

Die Skandaj fanden den Austausch von Wissen mit vielen Kulturen sehr anstrengend, da es den meisten Menschen eher darum ging, die anderen von der eigenen Meinung zu überzeugen, statt sich in das Spiel des Verstehens und Verbindens zu begeben.

In der Vorantike und Antike wurde ansatzweise das Nienetwiler Denken im Bereich des Wissensaustauschs übernommen, und gerade im antiken Griechenland ergab sich daraus eine neue Denk- und Diskussionskultur, die später, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit entstellt, fast die gesamte Welt beeinflusste.

Dem *musei*, also diesem Zustand, den sie nicht richtig erklären konnten, widmeten die Griechen der Antike das, was dann als «**Musen**» bekannt geworden ist. Sie rissen also das, was verbunden war, auseinander und steckten es in Frauenkörper, die sie Musen nannten und denen sie Opfer darbrachten. Bei den Altären der Musen und später in ihren Tempeln, die sie **Museion** nannten, redeten sie dann über die Kunst, welche damals noch nicht getrennt war und die nebst den verschiedenen Künsten auch die Philosophie und die Wissenschaften beinhaltete.

Verzeichnisnummer

AL0277

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm **mu-* = das alles Verbindende, und *sei* (zusammengesetzt aus den Wortstämmen **s-* = fokussieren und **ei-* = Bewegung). Wörtliche Übersetzung in etwa: alles Verbindende fokussiert auf eine Bewegung

Ch'apis

ꞐꞑꞒꞓꞔ

Glossar

USA lebenden Ojibwe werden oft unter dem anglierten Namen/Begriff Chippewa genannt. In Kanada und den USA leben rund 320'000 Ojibwe. Im Gegensatz zu vielen anderen Nationen lebten die Ojibwe früher mehrheitlich sesshaft. Sie pflanzten Wildreis, Mais und Kürbissorten an.



Ojibwe-Camp um 1937. Eine Frau trocknet Wildreis in einem Kessel über dem Feuer.

Onsager, Lars > WP

1903 in Kristiania, heute Oslo, bis 1976 in Coral Gables (Florida), war ein norwegischer Physikochemiker und theoretischer Physiker. Onsager erhielt 1968 den Nobelpreis für Chemie für die Entdeckung der nach ihm benannten wechselseitigen Beziehungen, welche grundlegend für die Thermodynamik der irreversiblen Prozesse sind.

Lars Onsager studierte ab 1920 Chemieingenieurwesen an der Technischen Hochschule in Trondheim (Norwegen), war 1926 bis 1928 Forschungsassistent an der ETH Zürich bei Peter Debye und erhielt 1928 einen Lehrauftrag an der Brown University in Providence (USA). Er war von 1934 bis 1973 Professor für Chemie an der Yale University in New Haven (USA), zunächst als Assistant Professor, ab 1940 als Associate Professor und ab 1945 als J. Willard Gibbs Pro-

kanwiki

Fundbericht zu den «Kanwiki-Steinen» der Grabung Nienetwil 4-2021

Prof. Dr. Nomis Arbogast Bei verschiedenen Grabungen, insbesondere aber bei der Umgebungsgrabung zur Temporär-Siedlung Nienetwil 4, wurden Steine (und teilweise Knochenfragmente) ergraben, die jeweils ein Symbol auf einer Seite aufwiesen und besonders in Abschnitt G4/H4 bis F7/G8 gehäuft in Paaren vorkamen. Es wurde lange darüber gerätselt, welche Bedeutung diese Objekte haben könnten. Waren es Mitteilungen? Übungen? Oder eine Art Memory?

Es dauerte mehr als ein halbes Jahr, bis ich von der Skandaj *reskandi* (Alaju für Vorsingerin/Vorsinger) Kejina Aulaeto aus Finnland eine Nachricht bekam. Sie könne sich mit ihren sechsundneunzig Jahren noch gut an ein Spiel erinnern, bei dem solche Knochen und Steine eine wichtige Rolle gespielt hätten.

Der Name des Spiels laute *kan-wiggi*: oder *kanwiki*. Der Begriff stammt aus dem Alaju und bedeutet «langer Weg».



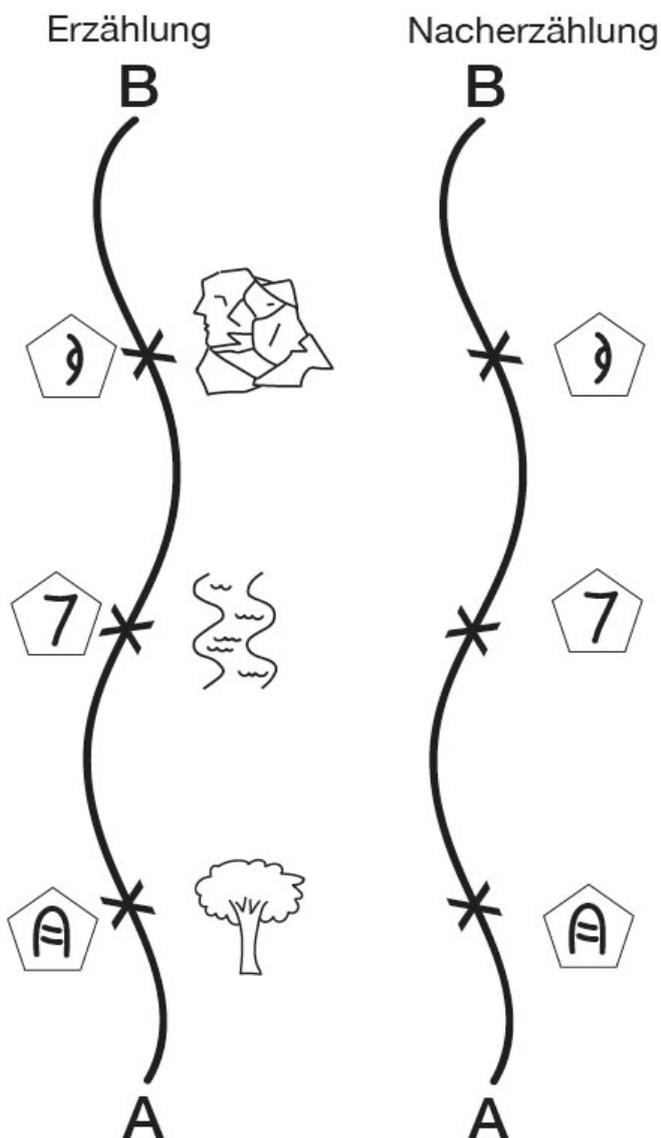
Zwei Kanwiki-Steine aus Grabung N4, Schicht 3b, Grabungsabschnitt G7 (auf Seite 42 durch roten Pfeil markiert). Die Steine bestehen aus Sandstein und es sind gut zwei eingeritzte Dreiecke zu sehen.

Als die letzten Steine gereinigt, verpackt und verzeichnet waren, suchte ich im glücklicher Weise grossen Netzwerk von Angehörigen der Skandaj (zu denen ich ja selbst gehöre) nach jemandem, der etwas darüber wissen könnte.

Das Spiel ist ein typischer Vertreter der Erinnerungs- und Überlieferungsspiele. Es geht dabei in erster Linie darum, den Mitspielenden einen Weg zu erklären – also zum Beispiel von Tal A nach Tal B. Da es in früheren Zeiten noch keine Karten gab,

wurden alle für die Skandaj wichtigen Wege in Geschichten mündlich überliefert.

Laut Kejina Aulaeto wurde *kanwiki* so gespielt: Ein Kind erkundete einen Weg von vielleicht dreihundert Metern in der Nähe des Lagers. Danach ging es zurück zur Gruppe. Dort angekommen nahm es zehn (oder auch mehr Steine – ältere Kinder, Erwachsene und sehr Gewiefte nahmen manchmal bis zu vierzig Steinen) und malte oder ritzte auf die Rückseite jeweils ein Zeichen, wobei immer zwei Steine dasselbe Zeichen bekamen. Das konnten Schriftzei-



Professor für theoretische Chemie. Danach war er von 1972 bis 1976 Professor am Center for Theoretical Studies der University of Miami in Coral Gables nahe Miami.

P

Platon > WP

Platon (428/427 v.u.Z. in Athen oder Aigina bis 348/347 v.u.Z. in Athen) war ein antiker griechischer Philosoph und bis heute einer der einflussreichsten Persönlichkeiten der Geschichte der Philosophie.

S

Schiller, Johann Christoph Friedrich > WP

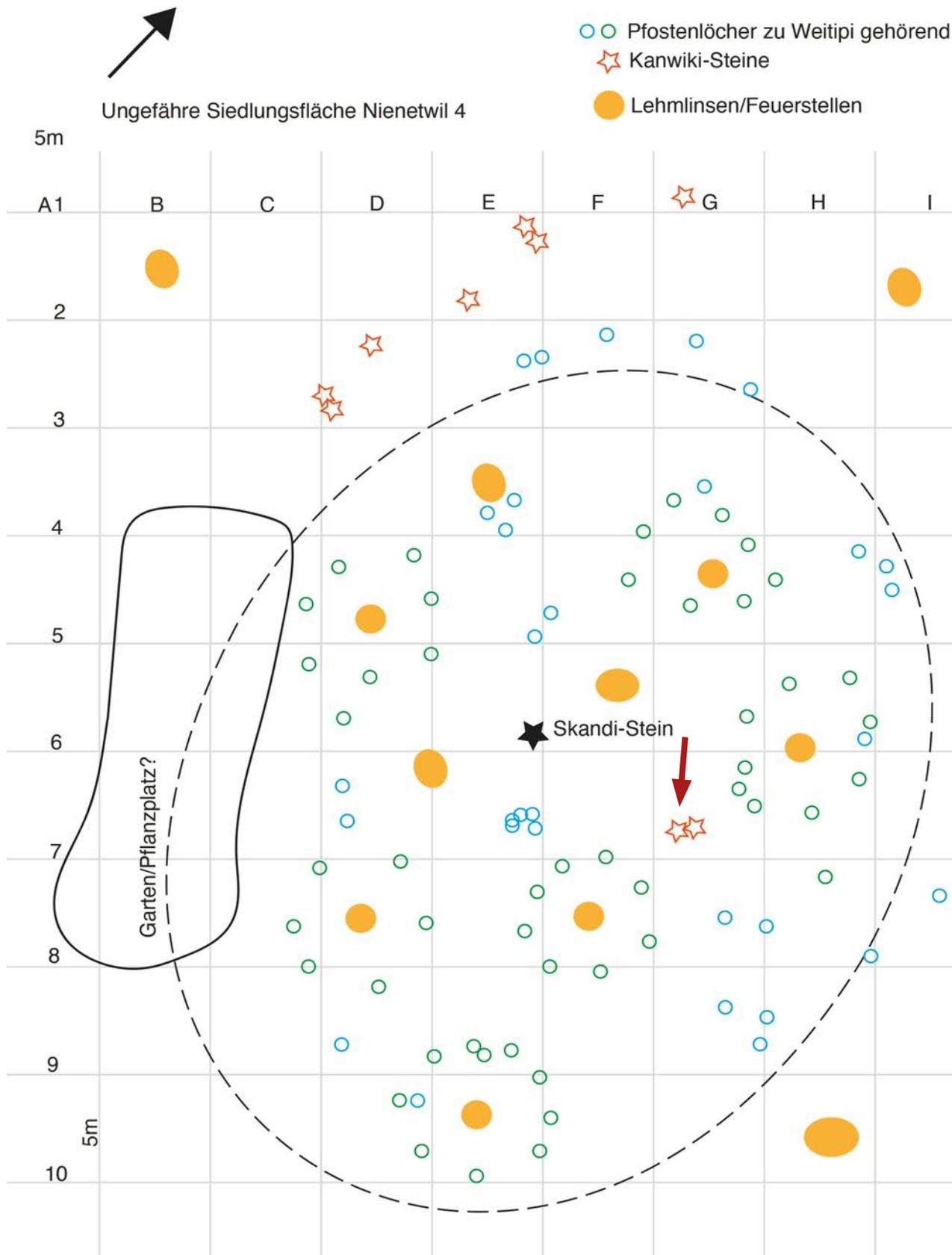
1759 in Marbach am Neckar (D) bis 1805 in Weimar, war ein Arzt, Dichter, Philosoph und Historiker. Er gilt als einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker, Lyriker und Essayisten.

Für die Nienetwiler Forschung ist Schiller von besonderer Bedeutung, da er mit seinem Werk «Wilhelm Tell» einen alten Mythos der Schweiz bzw. der Eidgenossenschaft aufnahm und durch



Friedrich Schiller: Wilhelm Tell / Schauspiel von Schiller. Darstellung des Tell in der Erstausgabe von 1805.

die Popularität seines Theaterstückes zu neuem Aufschwung brachte. Obwohl der Tell-Mythos bereits vorher bekannt war und in verschiedenen Geschichten und auch der helvetischen Symbolik



chen oder Symbole sein. Danach legte es die Hälfte der Steine im Abstand von etwa zehn Schritt mit den Symbolen nach unten auf den Boden, wobei es erstens zuerst der Gruppe die Zeichen zeigte und zweitens den ganzen Weg in einem möglichst kurzen, einfachen und unterhaltsamen Gedicht oder Geschichte beschrieb.

Die anderen aus der Gruppe bekamen die andere Hälfte der Steine und mussten sich die Geschichte gut merken. Wenn die Gruppe an der Reihe war, mussten sie die Steine parallel zu den vorher abgelegten auf den Boden legen, und zwar so, dass die Symbole übereinstimmten. Dazu mussten sie möglichst wortgetreu die Geschichte wiedergeben, die ihnen dabei half, die richtigen Symbole zu nehmen.

Wenn die Gruppe damit fertig war und die Symbole auf den Steinpaaren übereinstimmten, schwärmten alle um das Lager herum aus, um den beschriebenen Weg zu finden. War er gefunden, so wurde oft gehänselt, weil etwas nicht präzise genug beschrieben worden war oder weil man fand, dass dieses oder jenes doch Ähnlichkeit mit diesem oder jenem hatte und es lustig gewesen wäre, das zu erwähnen. Die Geschichte wurde dann nicht selten in der Gruppe umgeschrieben, was für alle ein grosser Spass war.

Sinn des Spiels war natürlich, dass die Kinder einerseits ihr Erinnerungsvermögen auf spielerische Art trainierten und andererseits auch ihre Fantasie benutzten, denn diese ist – gerade um präzise erzählen zu können – stark gefordert. Die Fabulierlust liegt den Skandaj seit jeher im Blut und es war und ist noch immer an jedem Treffen von Skandaj gang und gäbe, dass Erlebnisse (auch die von anderen) in schillernden Farben – oft stark ausgeschmückt und dem, was wir «Seemannsgarn» nennen, nicht unähnlich – zum Besten gegeben werden.

Dabei spielt die Weitergabe des diesen Geschichten innewohnenden Wissens eine grosse Rolle.

Eingang fand, war es das Theater Schillers, das ihn nun vollends zum «Eidgenossen aller Eidgenossen» machte. Fortan und bis heute war und ist Tell ein Symbol der Schweiz, das von dieser ebenso geprägt wurde, wie er sie prägte. Ohne dies wertend betrachten zu wollen, muss gesagt werden, dass ohne Tell die Schweiz heute nicht dieselbe wäre, wie sie ist.

Der Tell-Mythos ist damit also der Beweis, dass es möglich ist, ein ganzes Land, ja vielleicht noch mehr über eine im Nachhinein veränderte Vergangenheit zu ändern. Dieser der «visionären Vergangenheit» zugrunde liegende Gedanke macht Nienetwil erst möglich.

schuri-Skandaj > NW

Skandaj, die sich sesshaft gemacht haben.

Der Name rührt von Spät-Alaju-Wort **schuri** (Schutz/Dach/Unterkunft) her.

Mit Beginn der «Reichs»-Gründungen vor ca. 8000 Jahren wurde das Leben für die Skandaj als Fahrende immer schwieriger. Erst waren diese Grenzen noch durch Krieger geschützt, später sowohl in Asien wie in Europa auch durch lange Mauern (in China ab dem 4. Jahrhundert v.u.Z., der römische Limes wurde ab dem ersten Jahrhundert aufgebaut). Nur durch viel Diplomatie und insbesondere den Tausch und Handel von Wissen konnten die Skandaj ihr nomadisches Leben weiterführen. Jedoch führten die Kriege in Europa, Nordafrika und Asien zu drastischen Einschränkungen und Fluchtbewegungen. Ab dem 17. Jahrhundert entstanden Reiche, die ein freies Reisen fast verunmöglichten, und ein Ausweichen in andere Weltregionen wurde ebenfalls immer schwieriger. In Nordamerika wüteten teils heftige Stammeskriege sowie Kämpfe der Weissen Siedler und der indigenen Nationen.

Auch in Asien und Indien wurde es immer schwieriger, weiter nomadisch zu leben.

So wurden immer mehr Skandaj entweder aus eigenem Wunsch oder auf Zwang hin sesshaft, behielten jedoch, dank eines ausgeklügelten

Das MUSEUM NIENETWIL

Am 2. Juli 2022 eröffnete im kleinen Ort Beromünster das Museum Nienetwil –*Nan·pe-ti.den·matu;ati-po·peti·den·ma:*¹ –, wie man so sagt.

Vor genau 120 Jahren, am 2. Juli 1902, beschriftete einer der Begründer der Nienetwiler Forschung, d'Aciel Arbogast, eine unscheinbare kleine Blechkiste wie folgt: «Museum Nienetwil, Nummer 1, 2.7.1902». Darin lag ein Objekt, das er in einem Nienetwiler Winterlager ausgegraben hatte. Mit diesem Kistchen begründete er den Wunsch nach einem Museum für die Nienetwiler Forschung.

Es dauerte lange, bis sein Wunsch erfüllt wurde. Er und sein Compagnon Amot Nussquammer, ihre Söhne und Arbogasts Tochter Miribal Ciséan sowie viele andere Forschende hatten stets dafür gearbeitet, dass es nun – hundert Jahre später – so weit war. Wir sind stolz und dankbar, und hätten wir Nienetwil nicht erfunden, wir müssten es gewiss tun!

Der Name MUSEUM ist wohlüberlegt gewählt. In der griechischen Antike, also zu jener Zeit, da der Begriff Kunst (gr. *téchne* [wohl abgeleitet von Alaju *tek* = erschaffen]) noch für die verschiedenen Künste, die Philosophie und die Wissenschaft stand, war ein «*Museion*» ein Tempel für die Musen, also ein Tempel für die Göttinnen der Kunst. Ursprünglich stammt der Begriff jedoch aus dem Alaju und erklärt den Zustand des Wissens um das Verbundensein von allem mit allem.

Unser Museum soll also als ein Ort verstanden werden, der verbindet: Kulturen, Kunst und Wissenschaft, Handwerk, Design und Wissen überhaupt. Und er soll uns der Utopie Nienetwil ebenso näherbringen wie der Nienetwiler Kultur.

Der erste der beiden Räume des MUSEUM NIENETWIL wurde von der Künstlerin Elionora Amstutz entworfen.

Simon Meyer ergänzte es dann mit den Artefakten der Nienetwiler Kultur, mit Audio- und Video-Stationen. Es ist also ein gemeinsames Kunstwerk, das die Hinterlassenschaften unserer Zivilisation zeigt und infrage stellt. Als Alternative zu unserer Kultur beleuchtet es die Geschichte der Skandaj, also jenem Volk der Nienetwiler Kultur, das wissenschaftlich zu erforschen wir uns vorgenommen haben.

Das Museum beherbergt zwei Räume von je ca. 20 m².

Der erste Raum ist fast lichtlos. Die Wände und die Decke sind über und über mit den Hinterlassenschaften unserer «Zivilisation» bedeckt. Alles ist blau bemalt. Hier und dort sind darin Objekte der Nienetwiler Kultur – als einzige in diesem Raum nicht blau bemalt – ausgestellt. An Audio- und Videostationen sind Tonbeispiele der Sprache Alaju zu hören oder wird die Geschichte der Skandaj und der Nienetwiler Forschung erzählt.

Beim Eintritt in das Museum erhalten die Besuchenden eine kleine Taschenlampe, die nur spärliches Licht in den Raum bringt und nur jeweils kleine Abschnitte von dem, was man sehen will, beleuchtet. Dies natürlich als Anspielung auf unser Wissen insgesamt und die Geschichte im Speziellen: Beide offenbaren immer nur kleine Details und unser Gehirn ist zu beschränkt, um alle diese Puzzleteilchen im Kopf zu einem Gesamtbild zusammenzusetzen.

Der zweite Raum ist für wechselnde Ausstellungen reserviert. Die erste Ausstellung darin ist die Installation von Simon Meyer mit dem Titel «Das Büro des Archäologen, der sich selber erfand». Man erreicht den

¹ Alaju; deutsch: «Ein kleiner Schritt für den Menschen, doch ein grosser Schritt für die Welt!»

² musei (siehe Seite 38)

Raum durch einen niedrigen Durchgang vom blauen Museumsraum aus. Hier wird das Spiel mit der Geschichte, von Fakten und Erfindungen auf eine neue Ebene gehoben: Während man auf der einen Seite des Büros Unterlagen dazu sieht, wie die Nienetwiler Kultur erfunden wird – also deren Sprache, Schrift, Biografien, Zahlensystem und Artefakte –, werden diese gleich auf der anderen Seite fundiert und systematisch wissenschaftlich erforscht. Da liegen Teile von Artefakten, die – aus einer archäologischen Grabung ins Museum gebracht – hier zusammengeklebt werden. Bücher mit der Aufschrift «Zwischen Francis Bacon und Thomas Hobbes – Eine weltanschauliche Interpretation der Naturphilosophie aus Sicht des Wolffianismus von Amot Nussquammer» oder «Nienetwil – Realität und Mythos» sowie ganze Reihen von Ordnern und Unterlagen lassen nicht den geringsten Zweifel daran, dass hier ernsthafte Nienetwiler Forschung betrieben wird. Und wären nicht im ganzen Raum kleine Zettelchen verteilt mit Aufschriften wie: «Glaubst du wirklich, dass irgendetwas hier real ist?», dann wäre das Leben gewiss einfacher, denn so, ja so müssen die Besuchenden sich der doch oft unbequemen Tätigkeit des Denkens hingeben.

Die Sonderausstellung 2023 wird in Partnerschaft mit dem «Haus zum Dolder», Bero Münster, stattfinden, das eine grosse Ausstellung über die indigenen Menschen in Nordamerika realisiert. Die Ausstellung des Museum Nienetwil wird sich der Dekonstruktion des Indianderbegriffs bzw. den «Indianer»-Stereotypen und -Klischees widmen.

Glossar

Netzwerks von Waren-, Dienstleistungs- und Geldflüssen an der Nienetwiler Kultur fest. Nach dem Zweiten Weltkrieg machten sich Abertausende, teils nur für Monate im Jahr, wieder auf Wanderschaft.

Skandaj > *NW*

Eines der Völker der Nienetwiler Kultur, und nach heutigem Wissensstand das letzte, das noch ganz als der Nienetwiler Kultur zugehörig bezeichnet werden kann.

Die genaue Zahl der Skandaj ist nicht bekannt. Sie wird heute auf ca. 25'000 bis 35'000 geschätzt, verteilt hauptsächlich über Europa und Nordamerika.

U**W****Wiener, Norbert** > *WP*

1894 in Columbia, Missouri, bis 1964 in Stockholm, war ein US-amerikanischer Mathematiker und Philosoph. Er ist als Begründer der Kybernetik bekannt, ein Ausdruck, den er in seinem Werk «Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine» (1948) prägte. Er schuf damit die wissenschaftliche und mathematische Basis für die Kontrolltheorie und Regelungstechnik zur Berechnung der Dynamik und Stabilität von rückgekoppelten Systemen und beschrieb deren Analogien zum menschlichen Gehirn (aufgrund der Rückkopplung durch Sinnesorgane) und zu sozialen Organisationen (aufgrund der Rückkopplung durch Kommunikation und Beobachtung).

X**Z**



Die «chambre bleue» von Elionora Amstutz und Simon Meyer.
Der Geist der zukünftigen Vergangenheit betrachtet die Idee seiner einstigen Existenz.



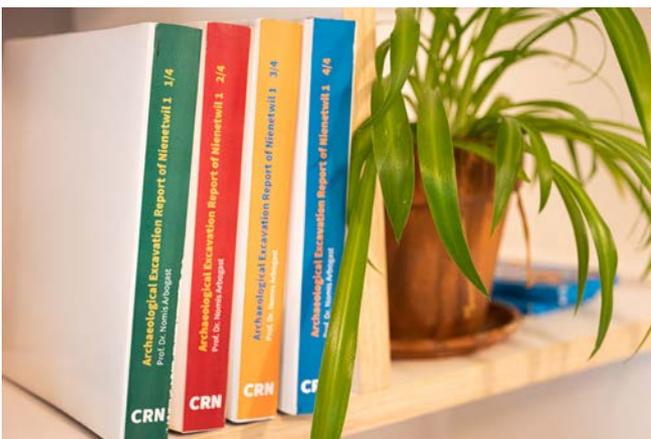
Ausstellung «Der Archäologe, der sich selber erfand» von Simon Meyer.
Zu erforschen, was man selber erfunden hat, ist lehrreich und befriedigend.



«Nienetwil – Realität und Mythos». Der Titel unserer grossen Publikation vorweggenommen.



Carte de Visite mit der Fotografie von d'Aciel Arbogast. Fotografie Peter Kopp, Beromünster 1906.



Die Nienetwiler Grabungsberichte.



Präparierte Schnur (C14: -6750 bis -6550). Grabung N2-2001.



Doktorarbeit von Amot Nussquammer, 1885.



Scherben aus N2-2001.

The Alaju Settlement

Autobiografie von Miribal Ciséan, Teil 4

Was bisher geschah:

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs verschlägt es die junge Miribal Ciséan nach Paris in ein Kriegshospiz, wo sie einen schwer verletzten Soldaten pflegt. Als dieser stirbt, nimmt dessen Mutter Ophelia Catilleaux, die Besitzerin des Etablissements Scheherazade, Miribal zu sich. Sehr gerührt von Miribals aufopferungsvollen Arbeit bietet sie ihr eine Stelle als Assistentin an.

Der «Salon bleu» im Scheherazade ist einer jener Orte in Paris, wo Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik verkehren. Und es ist der Ort, an dem Miribal d'Acíel Arbogast kennenlernt. Durch ihn wird Miribal mit der Nienetwiler Kultur und dem daraus abstammenden Volk der Skandaj vertraut gemacht und beginnt, sich mit der Sprache der Skandaj, dem Alaju, zu beschäftigen. Ihre auch anderweitig breiten Sprachkenntnisse machen sie zu einer gefragten Dolmetscherin im Scheherazade, wo Menschen aus der ganzen Welt zusammenkommen, auch Agenten. Die zunehmende Gefahr, die vom Deutschen Reich ausgeht, durchdringt alles, was in Paris passiert. Als Ophelia nach einem Anschlag deutscher Agenten stirbt, tritt Miribal ihr Erbe an und übernimmt das Scheherazade – allerdings nicht für lange, denn die politischen Verhältnisse zwingen sie zur Schliessung.

Durch Vermittlung von d'Acíel Arbogast lernt sie Amot Nussquammer kennen und zieht mit ihm zusammen. Als sie 1940 schwanger wird, emigrieren die beiden zunächst zu d'Acíel in die Schweiz und kurz darauf nach Chicago.

Die Teile eins bis drei sind in den beiden vorhergehenden CRN publiziert.

[Vorbemerkung: Der Begriff «indigene Völker» entstand erst nach dem Tod von Miribal Ciséan. Sie hatte sich jedoch stets geweigert, den Begriff «Indianer» für die indigenen Menschen Amerikas zu verwenden, und benutzte stattdessen den Begriff «Ureinwohner». Da dieser Begriff heute nicht mehr auf dieselbe Weise definiert wird wie damals und sich auch der Begriff «Indigene» gewandelt hat, haben wir davon abgesehen, hier eine Anpassung vorzunehmen.]

Das Sein im Nichtsein

Das Jahr 1941 bescherte uns nicht nur unseren geliebten Sohn Amot junior, es bescherte uns auch Hoffnung und Angst, denn nach dem Wahlsieg von Roosevelt und dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbour war der Krieg, der nun der Zweite Weltkrieg genannt wird, auch zu einem Krieg der USA geworden.

Mein Mann Amot arbeitete zu Hause und ordnete seine Unterlagen über die Nienetwiler Forschung, die uns aus der Schweiz nachgeschickt worden war, versuchte, über verschlungene und von Acíel eingefädelte diplomatische Wege Post mit ihm in der Schweiz auszutauschen, und ich kümmerte mich um unser Baby. Es war mein Glück, dass sich nicht nur unsere neuen Freunde von der Universität ab und zu blicken liessen, sondern sich vermehrt auch Besuch verschiedener Skandaj einfand, die in den USA oder Kanada lebten. Ich war mit meinem kleinen Baby haltlos überfordert und mein Mann, alle wissen es, ich liebte ihn, aber er war mir kaum eine Hilfe.

Unser Kind betrachtete er ab und zu, wie er wohl die Affen seiner ersten Frau beobachtet haben mag, und vom Führen eines Haushaltes verstand er etwa ebenso viel wie jene Affen. Aber dafür konnte er sich herzlich um mich und den «Junior» kümmern, organisierte Ausflüge und Besuch, und er liess Gärtner unseren Garten neu machen mit Schaukel und allem, was so ein amerikanischer Garten offensichtlich haben musste.

Im Dezember 1941 trat die USA offiziell in den Krieg ein und wir rutschten in ein neues Jahr und bangten darauf, dass das alles ein gutes Ende nehmen würde.

Wer sich für den Zweiten Weltkrieg interessiert, soll sich bitte ein Lexikon kaufen. Ich sehe es nicht als notwendig, hier das ganze Kriegsgeschehen zu kommentieren. Nicht dass wir nichts davon mitbekommen hätten, aber es ist ein Irrtum zu glauben, dass sich alles nur um den Krieg gedreht hätte. Theater wurden aufgeführt und Filme ge-

zeigt (immer mit den neuesten Kriegsberichterstattungen als Vorspann). Künstlerinnen und Künstler stellten ihre Werke aus und in Museen wurde mit den neuesten Ausstellungsobjekten geworben.

Natürlich war der Krieg allgegenwärtig, aber man fand auch Mittel und Wege, ihm ab und zu aus dem Weg zu gehen. Und, ich möchte das betonen, es gab in Chicago viele Leute, für die der Krieg Thema war, denn sie waren damit beschäftigt, zu überleben. Opfer der Wirtschaftskrise der 1920er-Jahre, die nicht von der zaghaften Erholung in den 1930ern profitieren konnten.

Das Jahr 1941 kam also und ging und das Jahr 1942 tat es ihm gleich.

1943. Unser Sohn konnte inzwischen gehen und sprechen – zu Amots gleichzeitigem Ärger und Vergnügen war sein erstes Wort *ina* (Alaju für Mutter) und nicht etwa *ata* (Alaju für Vater) oder gar Daddy, wie hier alle Väter genannt werden.

Aus meinem Tagebuch

«Montag, 17. Mai 1943: Mo [Kosename für Amot jun., Anm. d. Hrsg.] spielt gerade im Garten. Er sitzt nur da und murmelt etwas mit der kleinen Roteiche und lacht ab und zu, als hätte er einen Witz gehört. Ich muss auch lachen, denn ich kann mir lebhaft vorstellen, was das für ein Gespräch ist.

Amot ist <in der City>, wo er sich wegen seiner Schmerzen behandeln lässt. Manchmal vergesse ich, dass er schon dreiundachtzig ist, und dann schmerzt es mich umso mehr, wenn ich sehe, wie vieles für ihn immer schwerer wird. Wir haben eine Haushaltshilfe engagiert, die sich, wenn es ihm sehr schlecht geht, etwas um ihn kümmert. Es tut mir so leid, dass ich nicht ganz für ihn da sein kann, aber Mo nimmt mich so in Anspruch, dass mir einfach die Kraft fehlt, mich auch noch um Amot zu kümmern. Er lächelt das weg und sagt, dass alles gut sei. Ihm gehe es gut und ich solle mir keine Sorgen machen.

Und nun möchten die Leute von der Uni auch noch, dass ich für sie arbeite. Wie soll das gehen? Die wenigen Übersetzungsaufträge im

letzten und in diesem Jahr gingen ja noch, aber jetzt soll ich regelmässig Texte übersetzen. Offenbar sind alle Übersetzer gerade in die Army eingezogen worden und es fehlen Leute, die wissenschaftliche Texte übersetzen können. Als ob ich eine Ahnung von Kybernetik hätte! Andererseits. Andererseits ...»

Als ich noch in Paris war (ach, Paris!) erzählte mir mein Vater, dass es einen Zustand der – wie er es nannte – «Verspieltheit» bei den Kindern gebe, der ganz ähnlich dem Wesen der Nienetwiler sei. «Es gibt einen Zustand des Seins im Nichtsein. Das Nichtsein meint nicht, dass man nicht existent wäre, es meint, dass man mit allem, was einen umgibt, verbunden ist, ohne etwas von allem zu wollen. So wie Nienetwil nicht nirgendwo, sondern überall ist. Man wartet nicht, man ersehnt nicht, man ist einfach. Und in diesem Sein ist man nicht, weil man eben keine Interaktion hat.

Plötzlich erkennen die Sinne einen Zusammenhang zwischen diesem und jenem und schon ergibt sich die Möglichkeit für eine Sammlung. Ihr mögt Fussball oder Schach ein Spiel nennen; für uns ist dieses *je-ne-je* [Alaju: Sein-Nicht-Sein, Anm. der Hrsg.] das Spiel. Nur dass wir es nicht so nennen.»

«Und wie immer, Eure Unklarheit, macht Ihr Nebel, wo Klarheit sein könnte!», lachte ich ihn an. «Ich verstehe nichts von dem, was du da erzählst. Was ist das? Tao? Buddhismus? Irgendein esoterischer Hokuspokus?»

«Was Esoterik? Du erstaunst mich, Miribal! Solche Schimpfwörter in meinem Haus!»

«Deiner dreckigen, unaufgeräumten Absteige meinst du wohl.»

«Dem Skandaj ist jedes Loch lieb, wenn es mit Lachen erfüllt wird!»

«Aha, soso. Und also was willst du mir nun erklären mit diesem Sein im Nichtsein?»

«Ach, Prinzessin. Du bist immer so hartnäckig!» Er schmunzelte und schenkte sich (mir nicht) noch Wein ein.

«Tao!», rief er lachend aus. «tao ist ein Ala-

ju-Wort und bedeutet Punkt. Dieser Punkt ist aber ein Punkt, der nicht ist. In einem Sinnspruch, den sich, wie ich anmerken möchte, Laotze oder Jautze [Jautze sind chinesische Teigtaschen; Anm. der Hrsg.], wie ich ihn lieber nenne, «ausgeliehen» hat, heisst es:

Me'tscha·arra·medan·den·o'tao:

(Dreissig Speichen treffen den Punkt)*

Od·den·hom·ar·den·ker:

(Das Nichts dazwischen macht das Rad.)

Es ist also etwas, das nicht ist, das das Sein ermöglicht. Eine Leere, deren Bestimmung von dem ausgeht, was rund um sie entsteht. So ist auch das Wort *kukut* zu verstehen, das fälschlicherweise oft mit «Spiel» übersetzt wird. Das Spiel ist keine Tätigkeit, es ist ein Zustand! Es ist das Sein im Nichtsein, und damit das Allessein. Klar so weit?»

Ich bin nicht sicher, ob ich den genauen Wortlaut wiedergegeben habe. Aber ich weiss, dass ich es mir sinngemäss sicher richtig gemerkt habe. Wenn ich meinen Sohn betrachte, wie er ganz allein im Garten spielt, dann kommen mir diese Worte wieder in den Sinn und ich denke mir, dass er, auch wenn er manchmal verloren und einsam aussieht, scheinbar doch mit allem ist. Er lächelt und plappert und ist ganz in seinem Spielen. *Kukut*, muss ich wohl sagen.

Kybernetik, Gesellschaft und die Weisse Feder

Amot war nicht mehr der gesundeste, aber ich nahm trotzdem einige Aufträge von der Universität an. Es war spannend zu lesen, was diese Leute sich ausdachten, und es war eine Abwechslung zu meinem Alltag. Ich vermisste das Scheherazade, und so veranstaltete ich bei uns kleine Treffen, zu denen ich allerlei verschiedene Leute einlud, die ich in meiner neuen Heimat kennenge-

lernt hatte.

Es waren selten mehr als sechs oder acht. Sie hielten sich dann gegenseitig Vorträge, rezitierten Gedichte oder spielten ein Musikstück vor. Wunderbar war das, und meine beiden Amots waren jedes Mal glücklich. Ich mache diese Treffen noch heute. Irgendwie ist es zu einer Art Tradition geworden.

Im Spätherbst 1943 hatte ich das Vergnügen, eine ganz und gar illustre Runde einladen zu dürfen. Es gaben sich die Ehre: Norbert Wiener, Mathematiker, Philosoph und einer der Mitbegründer der Kybernetik (nicht dass ich damals auch nur ansatzweise verstanden hätte, was Kybernetik ist, und nebenbei bemerkt glaube ich, dass er das sogar selber nicht wusste), der sich gerade für einige Tage in Chicago aufhielt; John von Neumann, Mathematiker und ebenfalls Begründer der Kybernetik (und ebenso ahnungslos, was die Kybernetik betraf); Abraham Maslow, ein Psychologe, der über die Bedürfnisse der Menschen und der Gesellschaft nachdachte und forschte; Nancy Montgomery, Künstlerin (glücklos, wie ich leider sagen muss, denn niemand kennt ihre Werke, die von zauberhafter Schönheit sind); Lars Onsager, ein Physiker, der ursprünglich aus Norwegen stammte (ein dicklicher, sehr ernster und distinguiertes Herr – wie man so sagt –, der kaum sprach, aber wenn, dann kamen Worte von Bedeutung. Und dann war da noch ein junger Mann, John «White Feather» Goodfellow, ein «Halbblut», wie die «Indianer» hier abschätzig genannt wurden. Sein Grossvater war John «Whitcolt» Goodfellow, ein US-Marshall, der sich zeitlebens für die Ureinwohner Amerikas eingesetzt hatte und dann, wie hätte es anders kommen sollen, eine Ojibwe geheiratet hatte. John ist ein Mann von manchmal ungestümem, aber eigentlich sanftem Wesen, und wir sind uns bis heute sehr (sehr) nahe.

Der Abend war kurios, wunderbar, manchmal langweilig, dann wieder faszinierend und letztlich einfach verwirrend. Es ging,

*Hier als Nabe des Rades zu verstehen.

natürlich wegen des Kriegs, eine Diskussion los, wie denn eine «gute» Gesellschaft zu sein hätte. Nancy, eine ungemein hübsche junge Frau, die ich an einer Vernissage getroffen hatte und fand, dass sie an einem solchen Abend doch etwas Leichtigkeit in die tiefsinnigen und Whiskey-triefenden Gespräche der Herren bringen könnte, beflügelte die Gäste in ungeahnten Massen und ich ahnte, dass die Männer bald alle Probleme der Welt, einschliesslich der Beendigung des Krieges, lösen würden, nur um ihr ein Lächeln abzurufen.

Aber da hatten sie sich in ihr getäuscht. Nancy war nicht eines dieser Mädchen. Sie war eine schöne, ja bezaubernd schöne junge Frau in den Dreissigern. Aber sie war auch ausgesprochen klug. Ein abgeschlossenes Studium in Soziologie und gleich im Anschluss in Kunstgeschichte. Sie war, was man geringschätzig eine «Emanze» nannte, und sie wusste in politischen und gesellschaftlichen Fragen sehr gut Bescheid.

John (Goodfellow) hörte sich die Diskussion mit regungsloser Miene an, bis ihn Maslow fragte: «Und, Mr. Goodfellow, wie sehen Sie das?»

Der lächelte und sah mich mit einem Blick an, der sagte: «Rette mich!»

«Ich weiss nicht, Mr. Maslow. Ihre Diskussion scheint mir sehr spannend. Wie sollte eine Gesellschaft sein! Aber, und es tut mir leid, wenn ich das so sage, mir scheint das Gespräch doch sehr einseitig zu sein.

Sie sagen Worte wie «Zivilisation», «Ordnung», «gerechtes System», «Sozialbedürfnis» oder «Selbstverwirklichung». Das sind Worte, wie sie in letzter Zeit oft gesprochen werden. Gleichzeitig, und als hätte unser Land sonst nicht schon genug zu tun, werden Menschen, die einmal ein gutes und geordnetes Leben gehabt haben – und ich sage damit nicht, dass alles wirklich gut war –, noch immer wegen ihrer Herkunft diskriminiert.

Sie stellen Berechnungen auf, wie Ihr System funktionieren soll, doch Sie haben da-

bei nicht alle Parameter in die Gleichung genommen.

Schwarze Menschen werden immer noch wie Leute zweiter Klasse behandelt, wir amerikanischen Ureinwohner werden «Rothäute» genannt und in euren Filmen dargestellt, als wären wir zurückgebliebene, blutrünstige Idioten. Italiener, Polen und all die anderen, die früher, und heute erst recht, Europa verlassen, sind in diesem Land nichts als praktische und billige Arbeitskräfte, die so schnell ausgenommen werden wie Fische an einem warmen Tag.

Sie zerstören das Land, die Wälder und die Seen, und vor allem: Es gibt in diesem Land keinen Respekt vor irgendetwas.

Nennen Sie mich einen jungen, zornigen Indianer, aber Ihr ganzes Denken ist auf Ihre europäische Kultur bezogen. Es kommt kein Wort, wie das die Frauen sehen oder wir Ureinwohner oder die Flüchtlinge, die zu Abertausenden in dieses Land strömen. Was soll ich dann von Ihren Gedanken halten? Selbstverwirklichung? Für wen? Die weisse Oberschicht? Wenn Sie diese Welt besser machen wollen, müssen Sie zuerst Ihre Herkunft vergessen. Wenn Sie das System verbessern wollen, dann müssen Sie zuerst die Parameter kennen.

Der Mensch, und erst recht nicht die Menschen können als System betrachtet werden! Herr Neumann spricht – und ich will nicht verhehlen, dass ich das sehr spannend finde – von Berechnungen über Systeme und dem Wunsch, dass wir Maschinen bauen können, die diese Berechnungen für uns machen. Ich meinerseits würde denken, dass es schon ausreichen würde, alles, was auf dieser Welt ist, als Teil meiner Selbst zu begreifen.

Ich will es Ihnen an einem Beispiel aus meinem Leben erklären und sie in den Wald meiner Kindheit mitnehmen. Darin gab es einen Ameisenhaufen, der mir heute bis zu den Schultern reichen würde. Nun könnten Sie sicher den Ort bestimmen, die Art der Bäume rundherum und die klimatischen

Verhältnisse.

Sie könnten die Ameisen zählen, die rauskommen und wieder reingehen, erfassen, was diese in den Bau tragen, und Sie könnten lange Statistiken erstellen, wie das alles funktioniert.

Sie könnten den Haufen mit Wärmebildsensoren, Röntgen oder anderen Maschinen durchleuchten und sehen, was sich in seinem Inneren abspielt.

Sie könnten einen Ihrer Computer nehmen und ihm sagen, er solle all diese Informationen in eine Simulation umwandeln.

Wenn der Computer es heute nicht schafft, dann schafft er es vielleicht in einigen Jahren.

Was aber wird dabei herauskommen? Werden Sie das System, in dem diese Ameisen leben, auch nur zu einem Bruchteil ergründet haben? Nein! Sie müssten noch detaillierter forschen, jede Kammer des Haufens durchleuchten und jede Ameise darin erfassen. Wohin gehen sie? Wann gehen sie? Wozu gehen sie? Was ereignet sich drinnen und draussen? Was und wie sind die Interaktionen der Ameisen miteinander?

Sie müssten noch einen grösseren Computer bauen, der das alles berechnen kann. Vielleicht würden Sie das schaffen. Nehmen wir an, wir haben einen Computer, der hunderttausend Ameisen-Informationen berechnen und eine Simulation erschaffen kann.

Hätten Sie dann etwas über das Wesen der Ameisen entdeckt? Natürlich nicht.

Die Gesellschaft der Ameisen besteht aus hunderttausend Individuen, längst nicht so komplex wie wir Menschen, aber dennoch Individuen. Sie tun, was sie tun, um zu überleben. Sie sind Teil eines grossen Ganzen und sie haben als Individuum nicht die intellektuelle Möglichkeit, nach einer «guten» Gesellschaft zu fragen, denn sie tun einfach das, wozu sie geboren wurden. Verkrüppelte Ameisen werden getötet, verletzte Ameisen werden getötet. Ameisen, die nicht ihre Aufgabe erfüllen, werden getötet. Das ist deren Gesellschaft. – Sie haben die

wohl gute Absicht, eine Gesellschaft zu schaffen, die gerecht und gut ist.

Aber was soll das für eine Gesellschaft sein, und wer bestimmt, was gut und was nicht gut ist? Die christlichen Werte, die mit so viel Leidenschaft Blutvergiessen in die ganze Welt getragen haben? Ihre Aufklärung, die alle Ureinwohner als ungebildete Wilde abtat? Oder gar die Menschenrechte, die, wenn ich das so sagen darf, von Weissen aus der Oberschicht definiert wurden und nur gerade dann eingehalten werden, wenn es beliebt?

Es gibt meiner Ansicht nach kein gutes System. Sie werden mit dieser Idee scheitern, weil Sie einen der wichtigsten Parameter in Ihrer Gleichung vergessen haben: das Individuum Mensch. Hunderttausend Menschen lassen sich in eine Gleichung packen – zwei jedoch nicht.

Ich hörte einen Wissenschaftler am Radio sagen, dass eines Tages der Mensch frei sein werde, weil er nicht mehr arbeiten müsse. Maschinen würden dann diese Arbeit übernehmen. Das hat mich sehr traurig gemacht, denn ich habe erkannt, dass ihr das, was ihr tut, nicht tun wollt. Dass ihr es tun müsst. Und weil ihr es nicht mehr tun wollt, wollt ihr es Maschinen machen lassen. Denn Maschinen sind für euch leblose, seelelose Objekte. Ihr versteht nicht, dass die Maschine euch gleich beeinflusst wie ihr die Maschine.

Ihr habt weniger Zeit, weil ihr schneller unterwegs seid. Ihr seid schneller unterwegs, weil ihr Automobile und Flugzeuge habt. Also gebe ich die Frage zurück, Herr Maslow, denn ich halte es nicht für eine gute Frage.»

Einen kurzen Moment lang überschattete ein betretenes Schweigen die Runde. Dann lachte Onsager laut auf: «Wie recht der junge Mann doch hat! Wir haben tatsächlich nicht alle Parameter in Betracht gezogen!» Und schon plapperten diese alten Herren wieder von Systemen, wie sie zu analysieren wären und ich weiss nicht mehr was.

John war etwas verblüfft über diese Reaktion, lächelte dann aber und nickte mir zu: «Ich gehe schnell in den Garten eine rauchen.»

Ich ging in die Küche, holte zwei Aschenbecher, tauschte den übervollen auf dem Tisch aus, stellte den vollen beiseite und ging, in der einen Hand ein Glas Wein und in der anderen den Aschenbecher, John voraus. «Folgen Sie mir, Mr. Goodfellow, ich begleite Sie gerne.»

Ich nickte dem bereits schläfrigen Amot zu und wir gingen hinaus.

«Ma'am, ich muss mich entschuldigen für vorhin.»

«Ach du meine Güte, hören Sie auf, mich Ma'am zu nennen, ich bin Miribal! Und Sie brauchen sich für gar nichts zu entschuldigen. Diese Herren sind allesamt Wissenschaftler. Die sind harte Diskussionen gewohnt.»

Er drehte sich eine Zigarette (er drehte sie sich selber!). «Machen Sie mir auch so eine?», fragte ich etwas schüchtern, denn ich war mir nicht sicher, ob ich das überhaupt wollte.

Er tat es mit einem Lächeln. «Dann lassen Sie uns gemeinsam den Rauch in den Himmel blasen, Miribal, und an eine <gute> Gesellschaft denken.»

«Ach wissen Sie, John, ich bin gerade in guter Gesellschaft. Lassen Sie uns einfach Rauch in den Himmel blasen.»

Das Nichtsein im Sein

Als ich begann, meine Geschichte aufzuschreiben, wusste ich eigentlich nicht recht, was ich wollte. Sicher, es war mir ein Bedürfnis, die Hintergründe der Nienetwiler Forschung und der Skandaj bekannt zu machen. Und ja, es war mir auch ein Bedürfnis, die Erkenntnisse, die ich durch die Skandaj und die Nienetwiler Forschung erlangte, ohne viel Aufhebens um die Wissen-

schaft zu erzählen. Ich wusste nicht, dass ich an einen Punkt gelangen würde, der persönlich wurde. Der von mir handelte. Aber so ist es nun, denn es hat, wie halt alles, auch mit allem zu tun!

Aus meinem Tagebuch:

«3. September 1943: Ich habe mich das erste Mal in meinem Leben verliebt. Gewiss, ich liebe Amot, aber ich war nie verliebt in ihn. Aber in John. Und John in mich. Als wir vor zwei Tagen fröstelnd gemeinsam Rauch in den Himmel bliesen, war es bestimmt.

Doch ich bin gewiss nicht die Frau, die heimliche Affären anfängt! So hat mich Ophelia nicht erzogen. Also sagte ich es gestern Amot. <Das geht in Ordnung, mein Schatz. Mach dir keine Gedanken. Ich bin ein alter Mann und du eine junge Frau. Das Leben wartet auf dich, nicht auf mich!>

Oh, ich weiss nicht. Die Schamesröte steigt mir wieder ins Gesicht und ein Zorn, dass er so lieb war oder dass er schon abgeschlossen hat mit dem Leben. Mir rannen Tränen über die Wange und ich versuchte, mich dagegen zu wehren. Ich küsste ihn auf die Wange und rannte heulend weg. Das darf doch alles nicht wahr sein, das ist ja wie eine schlechte Dime Novel!>

John und ich trafen uns wieder. Mehrmals.

Meine Tochter Jennifer Marie (Marie war der Name meiner Mutter) kam am 14. Mai 1944 zur Welt.

Was es bedeutet, zwei Kinder grosszuziehen, nebenher zu arbeiten und den privaten und gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, habe ich mir nicht ausdenken können, bis es so weit war. Die Jahre rasten über uns hinweg und so will auch ich sie überfliegen, denn ganz ehrlich, ausser Arbeit, Haushalt und Kinder war da nicht viel. Natürlich bin ich bei Amot geblieben. Das war mit ihm und mit John so abgesprochen. John war in der Politik so aktiv, wie man als «Indianer» in den 40ern überhaupt sein konnte.

Ich tat also, was es zu tun gab, und erfuhr, was es bedeutete, zu sein, ohne nicht zu sein.

Aber ich will nicht jammern, gewiss nicht. Ich liebe meine Kinder und tat es auch damals. Ebenso Amot und John. Ich organisierte, seltener zwar, aber immerhin, noch immer die Treffen in unserem Haus.

Die Jahre gingen so schnell dahin, dass ich mich kaum noch daran erinnern kann, aber sollte ich mich wieder erinnern, werde ich von den wichtigeren berichten. Mein Vater Aciel hat sowieso immer gesagt, dass eine chronologische Abfolge in einer Erzählung für einen Skandaj keinen Sinn ergebe.

Aber an das Jahr 1945 kann ich mich erinnern. Eine Woche vor Jennifers erstem Geburtstag kapitulierte die deutsche Wehrmacht. Wir feierten einen Tag und eine Nacht durch, auch wenn wir wussten, dass der Krieg damit noch nicht zu Ende war. Im August warfen die amerikanischen Flieger Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab, von da an mochte ich Werner von Neumann einige Jahre nicht mehr sehen.

Ansonsten weiss ich nicht viel zu berichten. Ich schaue in diese Jahre und denke, «war da sonst gar nichts?».

John hatte zu tun und war hier und dort. Die grossen Erfolge, welche die «Indianerregimente» im Krieg erzielten, wurden alleamt mit den Sioux in Verbindung gebracht. Denen gab man einen Orden und schickte sie in die Reservate zurück. Ansonsten wussten die Amerikaner von den «Rothäuten» nicht viel mehr als das, was ihnen billige Westernfilme im Kino boten. Aber die meisten Leute ignorierten sie einfach.

Aber dann kam das Jahr 1951 und meinem Mann Amot ging es immer schlechter. Er war inzwischen einundneunzig! 1948 bereits zog er in ein Pflegeheim, denn ich konnte mich nicht mehr so um ihn küm-

mern, wie er es gebraucht hätte. Ich nannte ihn inzwischen «mein kleines verschrumpeltes Männchen». Aber er mochte so verschrumpelt sein wie eine verdorrte Zwetschge, sein süffisantes Lächeln mochte er nicht ablegen. «Schreib deinem Vater, dass ich noch lebe», sagte er und lächelte sein Lächeln, «das wird ihn wütend machen, den alten Spinner!» Doch Aciel war nicht wütend. Er schrieb mindestens alle zwei Monate und erkundigte sich nach ihm.

Mein Mann starb am 2. Januar 1952. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Seine Beerdigung fand erst drei Wochen später statt, da Leute aus der halben Welt dabei sein wollten. Skandaj hauptsächlich, allen voran mein Vater, der natürlich nicht fliegen wollte und mit dem Schiff kam. Er war inzwischen selbst schon einundachtzig Jahre alt, aber kaum ruhiger geworden. Dass er, zum ersten Mal in seinem Leben, in die USA reiste, kostete er hemmungslos aus und liess sich hofieren wie ein Pascha. Doch als wir uns am Hafen in die Arme nahmen, rannen uns beiden die Tränen übers Gesicht, und dass mein Vater weinte, das war nun wirklich etwas Besonderes.

«Ich habe dir etwas mitgebracht, Prinzessin», schniefte er und zeigte hinter sich, wo eine dunkelhäutige junge hübsche Frau mit einem kleinen Jungen stand. «Das ist mein Sohn Nomis, Miribal, und die bezaubernde junge Frau hat sich anboten, ihn auf dieser Reise zu begleiten.»

Nomis war zu diesem Zeitpunkt elf Jahre alt und schaute mich so ernst an, dass ich erst nicht wusste, wie ich reagieren sollte. Er hatte ein langes schmales Gesicht und eine etwas zu grosse Nase. Seine Augen waren ernst und wach, aber als er mich anlächelte, drang der ganze verflixte Schalk seines Vaters aus ihm heraus, dass mir die Beine weich wurden.

Noch als ich ihn umarmend im vom Schnee-

matsch nassen Boden des Hafens kniete, brach eine ganze Meute Menschen über mich herein. Sie rissen uns auf die Beine, umarmten und küssten mich, drückten mir Geschenke in die Arme und strömten wie eine laut lachende und plappernde Flutwelle an uns vorbei zu den Taxiständen.

Und dann sah ich mir das Mädchen, das mit Nomis und Aciel gekommen war, noch einmal an, und schon wieder – verdammt ... schon wieder wie Dime-Novel-Niveau! Doch wie kann ich das loswerden, bei alledem? – rannen mir die Tränen übers Gesicht. «Rosalie!», rief ich und sah, wie sie lächelte. «Sie meinen Rosalie, meine Mutter, Madame. Ich bin, äh Ophelia, ihre Tochter», sagte sie und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Ich ignorierte ihre Hand und umarmte sie und will jetzt den ganzen Kitsch lassen, das ist ja schrecklich!

Am Abend, es war der Tag vor Amots Beerdigung, sassen die meisten von der aus dem Schiff gequollenen Menschenflut bei uns im Haus. Es war laut. Mo jauchzte immer wieder vor Freude und spielte mit Ophelia (Ophelia!) und seinem Cousin Nomis. Sagte ich schon, dass es laut war? Es war laut. Manchmal etwas weniger laut, dann wieder etwas mehr, und dann wirklich laut, bevor es einfach wieder laut wurde. Manche hatten Musikinstrumente dabei und spielten, als wäre es eine Hochzeit! Die meisten anderen aber plapperten einfach drauflos. Im Garten hatten sie, trotz der bitteren Kälte dieser Januarnacht und gut einem halben Meter Schnee, zwei Feuer gemacht, um die sie herumstanden. Ein Glück, dass unsere Nachbarn mich inzwischen gut kannten. Mein Vater sass drin am Kamin mit John und redete mit ihm, über mich, wie unschwer zu erkennen war, denn beide schauten sie immer wieder durch die Leute hindurch zu mir und lächelten mich an.

Am Tag der Beerdigung fuhren wir alle in einem riesigen Tross schwarzer Wagen zum

Oak Woods Cemetery. Mein Mann hatte die «Ehre», direkt hinter dem Mausoleum von einem der berühmtesten Mafiosi der 20er-Jahre, nämlich James Colosimo, genannt «Big Jim», beerdigt zu werden, was trotz des traurigen Anlasses an diesem Tag den einen oder anderen Lacher verursachte.

Die Beerdigung selber war, wie Beerdigungen immer sind: Man möchte woanders sein.

Am Abend, nach endlos langen Stunden des Essens und Trinkens, machten sich die Leute langsam auf den Weg. Sie drückten mir und Nomis Geschenke in die Hand, manchmal auch ein Couvert mit Geld, verabschiedeten sich und sickerten aus dem Haus, wie ein Traum am Morgen aus dem Gedächtnis rinnt.

Ophelia nahm Nomis, Jennifer und Mo mit ins Obergeschoss, wo die Kinderzimmer lagen, und brachte sie zu Bett.

John hatte sich im Wissen, dass ich mich noch mit Aciel unterhalten wollte, ebenfalls verabschiedet.

So blieben Aciel und ich allein zurück. «Also», sagte ich, «reden wir.»

Und das taten wir. Ich kann und will hier nicht das ganze Gespräch wiedergeben, und werde das, wenn es passt, abschnittsweise an anderer Stelle tun.

Aus dem Tagebuch:

«Sonntag, 23. Februar 1952: Aciel ist mit Ophelia und den Kindern in den Park Schlittschuhlaufen gegangen. Ich traue ihm zu, dass er selber auch noch mitfährt.

Es ist still im Haus und ich bin allein. Erinnerungen treiben an die Oberfläche und vermischen sich mit den Bildern der Zukunft. Aber dafür ist morgen noch Zeit. Ich höre, dass die Leute, die mir beim Aufräumen helfen werden, schon in der Küche sind.»

Aciel, Ophelia und Nomis reisten vier Tage später ab, runter nach New York City und

von da mit dem Schiff zurück.
Und damit genug von mir.

Travellers

Schon Ende der 40er-Jahre habe ich als Französisch-Englisch-Übersetzerin ab und zu den einen oder anderen Auftrag angenommen, nicht selten für Anwälte, die einen oder verschiedene Stämme der Ureinwohner Amerikas gegen die USA vertraten. Insbesondere dann, wenn sich diese nicht an die Landesgrenze Kanada–USA halten wollten. Nicht nur Cree oder Ojibwe hatten in beiden Ländern ihre Gebiete, und auch wenn sich diese im Lauf der Zeit an die Landesgrenzen anzupassen schienen: Mit dem Mut der Helden, den sie im Krieg bewiesen hatten und für den sie auch ausgezeichnet worden waren, nahmen sich manche das Recht heraus, auf «ihrem Land zu gehen, wohin sie wollten», und forderten dieses Recht auch ein.

Was ich nicht wusste und erst in den Staaten langsam begriff, war, dass in Kanada und dem nördlichen Teil der Vereinigten Staaten fast viertausend Skandaj lebten. Nur die wenigsten waren sesshaft. Die meisten von ihnen zogen wie schon seit Jahrtausenden dahin, wohin sie ziehen wollten. Sie wurden «Traveller» und «Gipsys» genannt, manche auch «Hobo» (eine Bezeichnung übrigens, die aus dem Alaju stammt und auf das Wort *hoba* zurückzuführen ist, welches wiederum zusammengesetzt ist aus *hom* «das Nichts / die Leere» und *ba* = «um etwas herum gehen/sein», also «das um die Leere sein». Es bedeutet Skandaj, die sich allein auf den Weg gemacht haben und oft die Kultur der Skandaj abgelegt hatten.)

Und die hatten hin und wieder Probleme. Na ja, wir wollen ehrlich sein, und als fast Aussenstehende fällt mir das vielleicht ein wenig leichter. Die Mentalität, dass alles auf der Welt auch allen auf der Welt gehörte, mochte die Zweifel an der Rechtmässigkeit von Gesetzen und Moral wohl ab und zu et-

was aufgeweicht haben. Kurz gesagt: Manche Skandaj nahmen einfach mit, was sie brauchten. Natürlich wurden viele erwischt, und da, genau da, wurde mir dann ein Telegramm überbracht, in dem ich um Hilfe beim Übersetzen gebeten wurde.

Wie auch immer sich die Skandaj bewegten, eines war ihnen immer sicher: dass sie auf ein riesiges Netzwerk vertrauen konnten. Nicht nur unter Skandaj, sondern überhaupt. Ähnliches sah ich bei unseren jüdischen Bekannten und innerhalb der Staaten vielleicht noch bei Militärs der gleichen Truppengattung oder Politikern der gleichen Partei. Aber bei den Skandaj waren die Netzwerke viel breiter gefächert. Man kannte da einen, der das hatte oder jenes konnte oder der einen anderen, der helfen konnte, kannte – unabhängig von Stand oder Rang, Geschlecht oder Zugehörigkeit. Abertausende Jüdinnen und Juden, deren Urgrosseltern noch mit den Skandaj gezogen waren und die sich nun nach dem Krieg in den USA eine Existenz aufgebaut hatten, waren jederzeit zum Helfen bereit. Oder zum Handeln von Wissen oder Waren.

Bei den Stämmen der Ureinwohner war es ähnlich. Viele hatten seit Generationen Kontakte mit den Skandaj gepflegt, sei es durch freundschaftliche Bande oder durch gute Tauschgeschäfte. Bei den Ureinwohnern überall auf der Welt war es nicht anders.

Und dann war da das Telefon. Das Telefon löste das Telegramm ab, das die Informationsboten von davor abgelöst hatte. Man konnte schnell ein Treffen vereinbaren oder Informationen einholen. Das Netzwerk der Skandaj vergrösserte sich – nicht nur wegen ihrer Zuverlässigkeit als Freunde, sondern auch wegen ihres Wesens – fast exponentiell. Nicht dass jemals der Name Skandaj gefallen wäre! Dieser Name wurde tunlichst verschwiegen, so wie er seit Jahrtausenden verschwiegen wurde. Es war einfach dieser oder jener nette Kerl oder diese oder jene nette Dame, es waren die kleinen Leute, die

«Unsichtbaren», wie sie bei manchen Ureinwohnern auf der ganzen Welt genannt wurden. Man war nett zu ihnen, und sie waren nett zu dir.

Wie viel Platz die Skandaj in Märchen und Überlieferungen einnahmen, begriff ich erst, als ich «The Story Tales» ins Französische übersetzte. In Indien, Afrika, Asien, Europa, gar Australien und Neuseeland, Süd-, Mittel- und Nordamerika war immer wieder von ihnen in den Überlieferungen, Geschichten und Märchen die Rede. Ich erkannte sie jeweils sofort. Zu eindeutig waren die Übereinstimmungen mit den Skandaj.

Aber ich komme ganz und gar vom Thema ab, nämlich meiner Tätigkeit als Übersetzerin. Es machte mir grosse Freude, zu übersetzen – und das tut es auch heute noch –, denn da übersetzte ich am einen Tag vor Gericht und am nächsten Tag an einer Konferenz über irgend so ein wissenschaftliches Thema wie Kybernetik. Ganz besonders freute ich mich jedoch, wenn ich Forschende bei ihren volkskundlichen Studien zur Seite stehen konnte. So kam es, dass mich im Frühjahr 1953 Amanda Fox (heute Frau Professor Amanda Fox) bat, mich mit Leuten bekannt zu machen, die etwas über Spiele zu sagen hatten.

Sie wollte eine Studie über die «Ur-Spiele» machen. Also Spiele, die auf die Zeit vor der Kolonialisierung, ja selbst vor der grossen Wanderbewegungen der Völker bekannt waren. Um es vorwegzunehmen: Sie scheiterte kläglich und forscht daran noch heute ohne nennenswerten Erfolg. Ein «Ur-Spiel», so fand sie heraus, lässt sich nicht feststellen, da Spiele unterschiedlichster Art autochthon, das heisst in einem Volk oder Stamm ohne Beeinflussung durch andere, entstehen und sich dennoch gleich sein können. Mein Hinweis darauf, dass eventuell die Wanderbewegungen und Kontakte der Skandaj hierzu ein Schlüssel sein könnten, liess sie nicht gelten, da es keine fundierten wissenschaftlichen Beweise zu den Skandaj

gebe.

Wie dem auch sei, es ist hier vielleicht der richtige Moment, um etwas über Spiele bei den Skandaj zu erzählen. Die meisten zeichnen sich dadurch aus, dass es nicht darum geht, jemanden zu besiegen. Es ist mir jedenfalls kein solches Spiel bekannt. Auch gibt es keine Spiele, in denen jemand ausgeschlossen wäre, so wie dies heute der Fall ist, wo viele Spiele nur von Männern gespielt werden (oder gar gespielt werden dürfen!).

Ebenfalls ist ihnen zu eigen, dass es mehr darum geht, gemeinsam eine Lösung zu finden oder ein Problem zu meistern, als allein gegen einen oder andere zu siegen. Ganz besonders interessant finde ich jedoch den Begriff, den die Skandaj für diese Tätigkeiten haben. Sie nennen es «*sujar*», also «lassen Zeit» oder die Zeit lassen. Das meinen sie ganz wörtlich und ich habe Skandaj nicht selten drei, vier Tage an einem Spiel gesehen. Einen ganz besonderen Reiz übt das Spiel «*mutakol*» auf sie aus. Dabei geht es darum, dass jemand etwas Absurdes behauptet – zum Beispiel, dass dieser oder jener Fluss bergauf fliesst.

Als Erstes wird dieser oder jene die die Behauptung aufstellte, dann mit überaus witzigen und wortreichen Beleidigungen überhäuft, die sich aber langsam zu ebenso witzigen und wortreichen Lobpreisungen für diese Behauptung wandeln. Und dann geht es erst richtig los. Indem sie sehr gewitzt die Behauptung der Lächerlichkeit preisgeben, fangen sie an, Argumente ins Feld zu führen, die letztlich darauf hinführen, dass die Behauptung richtig ist.

«*mutakol*» wird von Kindern ebenso gespielt wie von Erwachsenen, nur dass bei letzteren teils grössere, ja kaum noch bezifferbare Mengen an Alkohol und Tabak vernichtet werden.

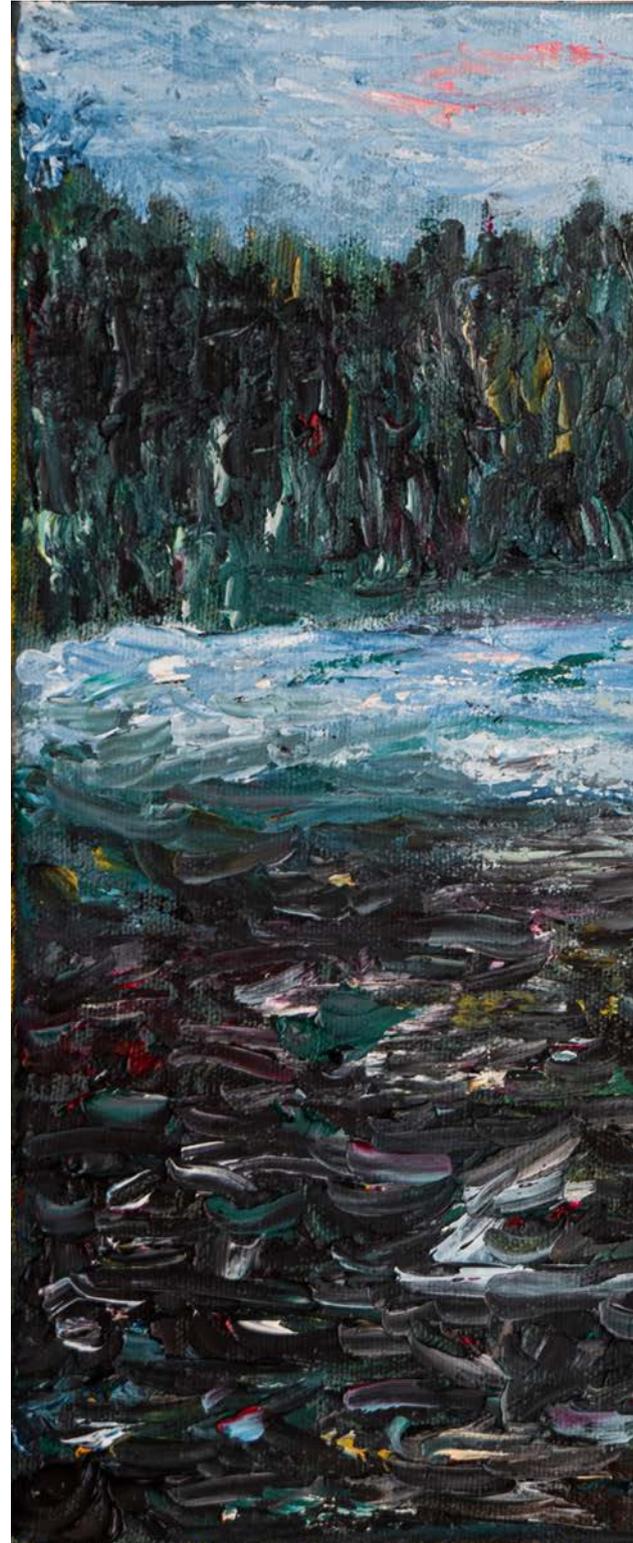
Heutzutage denke ich oft, dass dieses Spiel vielleicht wieder vermehrt auch bei den Nicht-Skandaj gespielt werden sollte. Probieren Sie es aus!

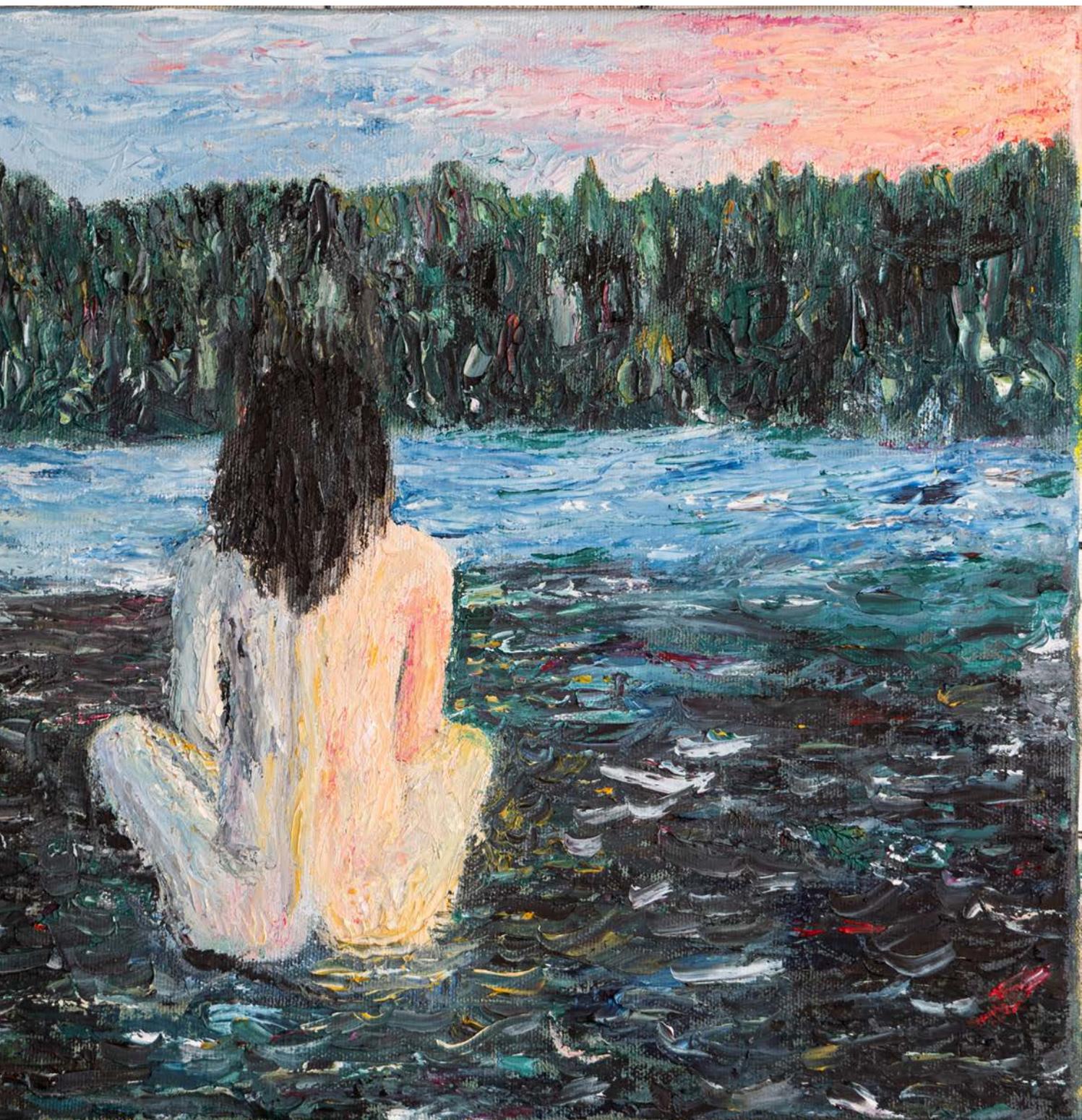
Öl auf Leinwand, 40 x 30 cm.
Die Urheberin oder der Urheber ist nicht bekannt.
Das Bild wurde im Nachlass von Miribal Ciséan gefunden.

«Rückenakt vor Waldsee»
Öl auf Leinwand
Ende 20. Jh.

Mit seinem pastosen, gespachtelten Farbauftrag steht das Gemälde in der Tradition des Spätimpressionismus, ist aber sehr wahrscheinlich ins späte 20. Jahrhundert zu datieren.

Im Vordergrund des Gemäldes ist ein Rückenakt zu sehen, eine sitzende weibliche oder männliche Figur mit langem Haar, die in der Abenddämmerung vor einem Waldsee sitzt. Die aufkommende Dunkelheit der Nacht und das rosa Licht der untergehenden Sonne tauchen den Rücken in Schatten und Licht. Sowohl die wenig versierte Maltechnik wie auch das banale Bildthema deuten darauf hin, dass die unbekannte Künstlerin, der unbekannte Künstler autodidaktisch arbeitet und nicht im professionellen Umfeld zu suchen ist.





Ausblick auf CRN N° 5-2023/1

Thema: «Information»

Wir leben im Zeitalter der Informationen. Wir sind umgeben von Informationstechnologien, vor allem Computern, unsere Telefone heissen jetzt «smart», weil sie Information verarbeiten, und bald werden auch unsere Autos, unsere Häuser, unsere Städte und sogar der Kühlschrank smart sein.

Wird es in Zukunft etwas geben, das nicht smart ist? Vielleicht nur noch den Menschen.

Doch vielleicht werden wir mithilfe von Hirn-Computer-Interfaces genauso smart wie alles um uns herum.

All dies ist auf Information zurückzuführen, gründet auf Information, ja besteht fast gänzlich aus Information.

Aber was ist Information eigentlich?

Wann wurde Information alles bestimmend?

Was gab es vor der Information?

Und wird es etwas anderes geben als Information, nachdem das Informationszeitalter vorbei ist? – Dies sind die Fragen, denen wir in der nächsten Ausgabe der «Cahiers de recherches de Nienetwil» nachgehen werden.

Um diese Fragen zu beantworten, schauen wir allerdings nicht in die Zukunft, sondern weit in die Vergangenheit: Wir gehen zurück zu den Anfängen, also in die Zeit der Entstehung des Homo nienetwilensis.

Wir fragen, ob so etwas wie Information möglicherweise schon in der Urzeit der menschlichen Entwicklung da war, nur mit einer ganz anderen Bedeutung als heute. Wir fragen nach der tiefen und scheinbar untrennbaren Verbindung zwischen Menschen und Information.

Vielleicht wird sich dabei herausstellen, dass die Information zuerst da war und der Mensch aus der Information entstanden ist. Vielleicht ist das, was wir heute erleben, nur die Rückkehr zum Ursprung.

Könnte die Information die Mutter aller Dinge sein, und nicht umgekehrt? Was, wenn auch wir Menschen «nur» Information wären? In der fünften Ausgabe der CRN, die dem Thema Information gewidmet sind,

werden wir erleben, wie die Pioniere der Nienetwiler Forschung sich mit solchen radikalen Fragen konfrontiert sahen und wie sie darauf reagiert haben. Wir werden den utopischen Blick von Nienetwil mit kritischer Schärfe auf die heutige Obsession für Information richten und vielleicht dabei die eine oder andere Überraschung erleben.

Wir freuen uns, liebe Leserinnen und Leser, wenn Sie dann dabei sind und mit uns diese Reise ins Unbekannte wagen.

Bild rechts: Nicht jede Information ist für alle lesbar und verständlich.



Autoren

Prof. Dr. habil. David J. Krieger, 1948 in den USA geboren, ist Philosoph, Sozial- und Religionswissenschaftler sowie Sachbuchautor. Er ist zudem Titular-Professor für Kommunikations- und Religionswissenschaft an der Universität Luzern und Ko-Direktor des Instituts für Kommunikation und Führung in Luzern. Er lebt in Geiss LU.

Simon Meyer, 1968 in der Schweiz geboren, war Kunstschmied und ist heute Fotograf, Geschäftsführer der Stiftung Fotodokumentation Kanton Luzern (fotodok.swiss) sowie Kunst- und Kulturschaffender. Er lebt und arbeitet in Beromünster LU.

Glossar

Das Glossar nimmt die im Text dieser CRN vorkommenden historischen und lebenden Personen, Alaju-Wörter und -Begriffe sowie wissenschaftlichen Begriffe auf. Es erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und auch nicht auf eine ausführliche Erklärung.

Zu allen im Link mit «WP» markierten Begriffen gibt es einen weiterführenden Artikel auf Wikipedia und auf die mit «NW» markierten Wörter wird unter nienetwil.ch näher eingegangen.

Korrigendum zu CRN N° 3 2021/2

Seite 36 unter dem Begriff *tu* wurde eine falsche Verzeichnisnummer genannt (AL02146). Richtig ist die Verzeichnisnummer AL0146.

Abbildungsnachweis

- S. 2 Apollon, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 7 d'Aciel Arbogast, Foto: Bearbeitetes Selbstporträt, Simon Meyer, 2020
- S. 9 Ophelia Catilleaux, Evi; Foto: Simon Meyer, 2011
- S. 11 Miribal Ciséan: Zeichnung von Simon Meyer, 2021
- S. 12 Höhlenmalerei. Bearb. Fotografie von Simon Meyer, 2022
- S. 13 Karte Cree-Dialekte, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 14 Porträt David J. Krieger, Urheber unbekannt
- S. 14 Porträt Nomis Arbogast. Bearb. Selbstporträt Simon Meyer, 2021
- S. 15 Marcel Duchamp, Jacques Villon, Arbogast, Quelle: Wikimedia Commons 2022 (Archives of American Art, Smithsonian Institution)
- S. 19 Gaia, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 21 John «Whitecolt» Goodfellow; bearb. Fotografie, Simon Meyer, 2021
- S. 23 Illustration, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 25 Schimpanse, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 29 Bruno Latour, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 29 Abraham Maslow, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 31 Annuel Mikum, Zeichnung von Simon Meyer, 2022
- S. 35 Amot Nussquammer sen., Bild von Simon Meyer, 2020
- S. 37 Amot Nussquammer jun., Bild von Simon Meyer, 2020
- S. 39 Ojibwe-Camp, Quelle: Wikimedia Commons (NARA's Central Plains Region (Kansas City) (NREA), 400 West Pershing Road, Kansas City, MO, 64108)
- S. 40 Steine, Bearbeitung und Foto Simon Meyer, 2022
- S. 41 Skizze von Simon Meyer, 2022
- S. 41 Wilhelm Tell, Quelle: Wikimedia Commons
- S. 42 Skizze von Simon Meyer, 2022
- S. 46 Museum Nienetwil, Fotos von Simon Meyer, 2022
- S. 47 Museum Nienetwil, Fotos von Simon Meyer, 2022
- S. 58/59 «Rückenakt vor Waldsee», Bild von Simon Meyer, 2022
- S. 61 Schulhausplatz in Hochdorf, Foto Simon Meyer, 2022

Wir bedanken uns bei der Kunsthistorikerin Bettina Staub für die treffende Kunstkritik zu dem Bild im Nachlass von Miribal Ciséan (Seite 58/59).

Impressum

Impressum

Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN

Aktuelle Nummer: CRN N° 4-2022/1

Verlag: Verlag Nienetwil

Herausgeber: Simon Meyer und David J. Krieger

Redaktion: Petra Meyer

Lektorat und Korrektorat: Petra Meyer, korrektorium.ch

Grafische Gestaltung: Simon Meyer

Rechte

Das Urheberrecht liegt bei den Autoren.

Artikel aus der Familie Arbogast und Nussquammer-Ciséan: ©Simon Meyer

Artikel aus der Familie Nussquammer: ©David J. Krieger

Alle Abbildungen und Fotografien unterliegen, wenn nicht anders vermerkt, dem Urheberrecht.

Amot Nussquammer sen. und Amot Nussquammer jun. sind Erfindungen von David J. Krieger.

Die Sprache *alaju*, d’Acíel Arbogast I., Nomis Arbogast, Miribal Ciséan, Annuel Mikum, Erza Kapat, Ekio Nedal, Frau Professor Amanda Fox, Kejina Aulaeto, Jennifer Marie, John «White Feather» Goodfellow, John «Whitecolt» Goodfellow, Nancy Montgomery, Ophelia Catilleaux, das Scheherazade, das Schriftsystem *ch’apis*, die Skandaj und die Nienetwiler Kultur sowie alle Fundobjekte, Fotografien oder Bilder, die im Zusammenhang mit der Nienetwiler Kultur und insbesondere der Skandaj erscheinen, sind Erfindungen von Simon Meyer.

Keine der anderen in diesem Heft erwähnten Personen hatten je einen nachgewiesenen Bezug zu Nienetwil.

Kontakt

Nienetwil – Museum und Forschungsstätte
für visionäre Vergangenheit

c/o Löffelburg

Ryn 24

CH-6215 Beromünster

nienetwil@nienetwil.ch

nienetwil.ch

Print: ISSN 2673-5865

Web: ISSN 2673-5873

Bisher erschienen

CRN N° 1-2020/1 > «100 Jahre CRN»

CRN N° 2-2021/1 > «Design»

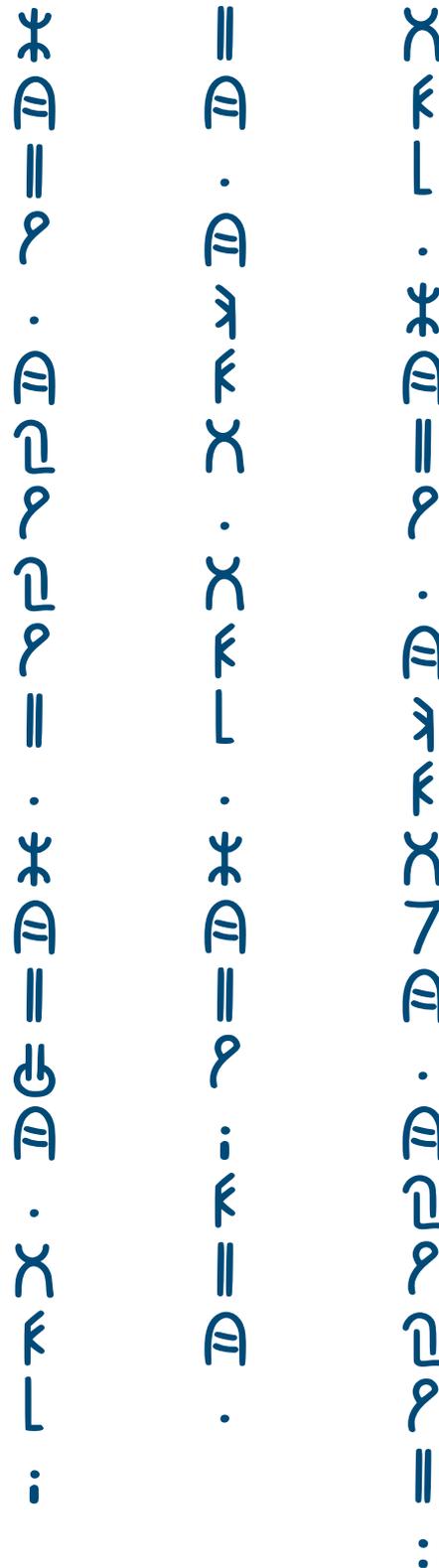
CRN N° 3-2021/2 > «Macht»

Rechts:

«Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»
(Friedrich Schiller, 1795)

Alaju: matu·akukut·matra·hen;ta·aieh·hen·matu;
eta·hen·matu·aiehba·akukut:

(von links oben nach rechts unten zu lesen)



Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN

N° 4-2022/1

CRN

ISSN 2673-5865 print

ISSN 2673-5873 web